

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.

Herausgegeben von Ludwig Keller.



Fünfter Band.

Siebentes und achttes Heft.
September—Oktober 1896.

Berlin und Münster i./w.
Verlag der Comenius-Gesellschaft.

Johannes Bredt in Kommission.

1896.

Der Bezugspreis beträgt im Buchhandel und bei der Post jährlich 10 Mark.
Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

des siebenten und achten Heftes 1896.

Abhandlungen.	Seite
Dr. Bernhard Spiess , Sebastian Castellio. Ein Vorkämpfer der Glaubensfreiheit im 16. Jahrhundert	185
Dr. W. Begemann , Zum Gebrauche des Wortes „Pansophia“ vor Comenius	210

Kleinere Mitteilungen.	
Zur Erinnerung an Daniel Sudermann , geb. 1550 Februar 24., von Ludw. Keller	222
Adolf Hausraths Arbeiten über die Arnoldisten und ihre Vorläufer von K. Mämpel	226
Ein Trauergedicht von Comenius . Mitgeteilt Prof. Dr. L. Neubaur	230

Besprechungen	233
Gesammelte Schriften von F. W. Dörpfeld (A. Nebe). — Friedr. Alb. Lange, Geschichte des Materialismus. 5. Aufl. (O. A. Ellissen). — Encyclopädisches Handbuch der Pädagogik von Dr. W. Rein (A. Nebe).	

Nachrichten	241
Zur Beurteilung der religiösen Kämpfe des 17. und 18. Jahrhunderts. — Zur Geschichte der alt evang. Glaubens-Anschauungen. — Staat und Kirche in Grossbritannien. — Neues über Joachim Hübler und Comenius. — Neue Ausgaben comenianischer Schriften. — Das liebreiche Religionsgespräch zu Thorn (1645). — Literaturberichte über „Ketzer Geschichte“. — Luthers Zusammenhänge mit den älteren Reformparteien.	

Zuschriften bitten wir an den Vorsitzenden der C.G., Archiv-Rat Dr. Ludw. Keller, Berlin W.-Charlottenburg, Berliner Str. 22 zu richten.
Die Monatshefte der C.G. erscheinen **monatlich** (mit Ausnahme des Juli und August). Die Ausgabe von **Doppelheften** bleibt vorbehalten. Der Gesamtumfang beträgt vorläufig 20—25 Bogen.
Die Mitglieder erhalten die Hefte gegen ihre **Jahresbeiträge**; falls die Zahlung der letzteren bis zum 1. Juli nicht erfolgt ist, ist die Geschäftsstelle zur Erhebung durch Postauftrag unter Zuschlag von 60 Pf. Postgebühren berechtigt. — Einzelne Hefte kosten 1 Mk. 25 Pf.

Jahresbeiträge, sowie einmalige und ausserordentliche Zuwendungen bitten wir an das
Bankhaus Molenaar & Co., Berlin C. 2, Burgstrasse
zu senden.

Bestellungen übernehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes, die Postämter — Postzeitungsliste Nr. 4296^b — und die Geschäftsstelle der Comenius-Gesellschaft, Charlottenburg, Berliner Str. 22.

Für die Schriftleitung verantwortlich: **Archiv-Rat Dr. Ludw. Keller.**

Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.

V. Band.

↔ 1896. ↔

Heft 7 u. 8.

Sebastian Castellio.

Ein Vorkämpfer der Glaubensfreiheit im 16. Jahrhundert.

Von

Dr. Bernhard Spiess,

Professor in Wiesbaden.

Im Jahre 1893 beschloss die Akademie der Wissenschaften in Paris, ein Werk mit dem Preise zu krönen, das zu den bedeutendsten gehört, die auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte seit vielen Jahren erschienen sind, ein Werk zugleich, das die wissenschaftliche Klarstellung mancher durch religiöse Parteikämpfe verdunkelten Begebenheiten enthält und dessen Inhalt das Arbeitsgebiet unserer Gesellschaft besonders nah berührt, nämlich die Lebensbeschreibung Sebastian Castellios (1515—1563) von Ferdinand Buisson in Paris¹⁾.

Das Werk ist weit mehr, als der Titel verrät. Nicht nur ein Spiegel der Genfer Reformationsgeschichte, der uns Calvin und seine Gegner plastisch vorführt, nicht nur ein wertvoller Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Humanismus, nicht bloss eine Geschichte der Pädagogik jener Zeit, auch nicht bloss eine Darlegung der französischen Politik bis zur Bartholomäusnacht: es ist weit mehr, und das alles in anschaulichen biographischen Formen, mit wertvollen Gelehrtenkorrespondenzen, kritischen Beigaben, glücklichen Kombinationen, dabei in stolz pragmatischem Stile einer edlen Begeisterung. Was seinen Liebling Castellio begeistert hatte, die Idee der Toleranz und Freiheit, das fühlt ihm der Verfasser nach, und so fasst er ihn als den zwei Jahrhunderte zu früh geborenen Bahnbrecher eines humanen, philosophisch denken-

den Zeitalters, als den Vinet des 16. Jahrhunderts. Doch genug des Lobes. Folgen wir dem Meister auf den Lebenspfaden des Konfessors Castellio.

Das Dorf von St. Martin-du-Fresne liegt im Nordgebiet des Territoriums Le Bugey, eine Meile südwestlich von Nantua. Beherrscht von den Bergen von Ain ist es am Fusse des Gehölzes selbst gebaut, auf dem Abhange des letzten Strebepfeilers, dem Hügel von Chamoise, am Eingang zu einer der seltenen Ebenen des Landes, der von Brion, durch die der Oignin fliesst. Es ist durchschnitten durch die grosse Strasse von Lyon nach St. Claude, von der ein anderer Weg abbiegt nach den ersten Häusern des Dorfes, nämlich die des hohen Bugey, die den Jura durchschneidet bis St. Rambert durch das Thal de l'Albarine. Die Gemeinde, die nur etwa 800 Einwohner zählt, zu Anfang dieses Jahrhunderts noch mehr als 1000, hat den Namen »Burg« bewahrt. Ein Hügel ist dort und einige Spuren eines alten Turmes, der im 13. Jahrhundert für die Geistlichen Nantuas gebaut worden war und 1601 zerstört wurde. Am Fusse dieses Turmes von St. Martin-du-Fresne wurde 1515 geboren Sébastien Chatillon, einer der zahlreichsten Familien des Landes entstammend. Sein Vater, von dem wir nur wenig wissen, war nach Castellios Versicherung, ein arbeitsamer, rechtschaffener Landmann. Castellio hatte mehrere, zur Hälfte ältere, Geschwister. Bekanntere als die Familie ist uns die Geschichte des Ortes selbst.

Le Bugey hatte länger als andere Orte seine Unabhängigkeit bewahrt. Lange war es als zu klein von den Königen Frankreichs und Deutschlands unbeachtet geblieben. Heinrich IV. trat die Seigneurie de Bugey seinem Schwager, Amé de Maurienne, Grafen von Savoyen, ab, um den Übergang über die Alpen zu erkaufen. Die beiden Provinzen lebten unter der lange Zeit nominalen Souveränität Savoyens, wie sie unter Bourgogne gestanden

¹⁾ Sébastien Castellion, sa vie et son oeuvre (1515—1563). Étude sur les origines du protestantisme libéral français par Ferdinand Buisson, Paris, Hachette 1892, 2 Bde. — Das Erscheinen dieses Werks ist auch für Deutschland um so erfreulicher, weil wir in deutscher Sprache ausser einer kleinen Schrift von Jakob Maehly, Seb. Castellio. Ein biographischer Versuch nach den Quellen. Basel 1862, keine eingehendere Arbeit über den bedeutenden Mann besitzen.

hatten. Die eigentümliche Lage der Herrschaft machte Bugeys Berge zum Schlupfwinkel der flüchtigen und geächteten „Häretiker“, besonders der von Lyon verjagten Waldenser. Petrus Waldus, vielleicht selber vom Bugey stammend, und einzelne Überbleibsel der Ensabotés hatten dort Albigenserflüchtlinge gefunden. Fleury konstatiert, dass die Waldenser sehr zahlreich im Bugey waren. 1297 setzten sie sich gegen das Einschreiten der Inquisition zur Wehr. Zeit und Ort waren gleich günstig den Ideen der Toleranz. Herzog Philibert der Schöne hatte sich 1502 mit seiner Gemahlin Margarete von Österreich in der Stadt Bourg niedergelassen. Margarete, in Frankreich noch keineswegs jeder Reform abhold, die Gönnerin Gorrevods und Tyndales, sowie der Waldenser, ging nach den Niederlanden und dachte an eine belgische Nationalkirche. Savoyen fehlte es damals an einem energischen Herrscher. Karl III., zwischen Rom und Luther schwankend, die Inquisition seit 1528 begünstigend, erntete nichts als den verdienten Abfall seiner Besitzungen. Genf machte sich unabhängig von Bern, Bern bemächtigte sich des Vaud und des Gex. Franz I. zwang die Städte und Schlösser von Bresse und Bugey, ihn als Souverän anzuerkennen, und Karl zog sich auf sein letztes Besitztum Nizza zurück. 1536 ward Castellio Unterthan des Franz, als er bereits seine Heimat verlassen hatte, um in Lyon zu studieren. Daher kommt es, dass er sich nie als Franzose gefühlt und den Franzosen ihre Nationalfehler vorgehalten hat.

Lyon war damals die geistige Hauptstadt Frankreichs, es war frei und reich, das zweite Auge Frankreichs genannt, nicht bloss ein Anziehungspunkt der italienischen Industrie (zumal der Seidenweberei) und Kunst, sondern auch der Sammelplatz der Litteraten, mit vielen berühmten Buchdruckereien (Lascari u. a.). Hier finden wir den zwanzigjährigen Seb. Chatillon, von dem wir leider keine Autobiographie besitzen. Castellio war in Lyon vereinsamt und gab Privatunterricht. Zwanzig Jahre später schreibt er, er habe damals in den ärmsten Verhältnissen gelebt, und erinnerte sich noch des Umschwungs derselben, als er in eine reiche Familie berufen worden sei und auf den Zuschuss von Hause verzichtet habe. Offen, wie immer, bekannte Castellio in seiner Verteidigung gegen Calvins Vorwürfe (p. 355—357), er sei damals vom Dämon der Verse besessen gewesen, habe sich gern nennen hören, aber sein Gewissen habe ihn getrieben, dieser Eitelkeit

zu entsagen. Die griechischen Briefe mit dem ominösen Namen Castalio weisen auf die Zeit von 1535 bis 1540. Den Grossen und Gelehrten (Rabelais, Champier etc.) war er nicht bekannt geworden, sondern er verkehrte in bescheideneren Kreisen. Aus den Epigrammen erkennt man die Namen seiner Bekannten: G. Ducher, dessen Gedicht auf Castello grosse Achtung verrät, Nic. Bourbon, Je. Voulté, die beiden Argentier, die Castellios Studien geteilt, aber ebenso wenig wie Phil. Girinet zur Reformation übertraten, ferner Flor. Wilson, Fundulus, Caulius, die Fournier, J. Guttanus, die beiden Sève, Männer verschiedener Geistesrichtung: Übersetzer, Inschriftenforscher, Theologen, Pädagogen, Epigrammatiker. Wahrscheinlich hat er auch den Étienne Dolet, den merkwürdigen leidenschaftlichen Gelehrten, kennen gelernt, von dem Pasquier sagt: Cui nullus placuit, nulli placuisse necesse est, der, ohne im Kampfe der religiösen Anschauungen eine Entscheidung zu treffen, für seine Anstrengungen, das Evangelium in französischer Sprache zu verbreiten, auf dem Scheiterhaufen starb. Th. Beza preist selbst noch 1548 den mutigen, durch Gott in den Himmel gerufenen Ardentem medio rogo Doletum, einige Jahre später streicht er dieses Gedicht aus seinen Iuvenilia. Castello sagt in seiner Verteidigung Servets: „Sie haben schliesslich den Volksglauben zustande gebracht, dass Servet einer von der Art des Rabelais, Dolet oder Villanovanus (Simon de Villeneuve, Lehrer Dolets zu Padua, der zwar nichts geschrieben hatte, aber in der Tradition des »Sodalitium amicorum Lugdunensium« fortlebte), ein Mensch gewesen, für den es weder Gott noch Christus gab.“

Trotz aller Anziehung entsagt Castello diesem gelehrten Kreise und wird Protestant. Seit den ersten Jahren der Regierung Franz I. wurde die Stimmung der Humanisten ernster, evangelischer; eine Hinwendung zum Christentum trat ein, wie sie durch die Rückkehr zu den Alten im Geiste des Erasmus schon begründet war. Es ist nicht die stolze italienische Renaissance, die die Ungebildeten verachtet, sondern man hofft eine Erleuchtung der Kirche wie des Staates durch biblisch-wissenschaftliche Kultur. Nach der Schwenkung des Königs zur entschiedenen Verteidigung der alten Kirche, mussten auch die Gelehrten sich für oder gegen die Kirche entscheiden, und die meisten gingen mit dem König, so zu Lyon. Clém. Marot durfte nur nach Abschwörung seines Glaubens zurückkehren; einige Gelehrte wurden auf Fürbitten

fürstlicher Häupter begnadigt; andere, eine gewisse Gleichgültigkeit zur Schau tragend, ziehen sich aus der Verlegenheit und beklagen, trotz ihrer Glückwünsche an Melancthon und andere, den Starrsinn protestantischer Märtyrer; andere gehen zur Messe, ohne sich zu binden, andere endlich gefallen sich in einem jedes Dogma spiritualisierenden Mysticismus; die besten endlich erleiden mutig den Tod. In Lyon trugen viele evangelische Buchdrucker zur Verbreitung der französischen Bibelübersetzung bei. Die Ereignisse der Zeit hatten auch hier eine Aufregung veranlasst, die in eine systematische Ketzerverfolgung auslief. Der Anblick des Martyriums (es starben 1540 zu Lyon 3 Märtyrer) brachte auch die Schwankenden zur Entscheidung, so den Castellio, der das Bekenntnis des Evangeliums als die höhere Pflicht erkannte und die Religion als die Kardinalfrage des Christenmenschen ansah.

Auch wenn Calvin sich nicht in Lyon aufgehalten hätte, was man berechtigt ist zu vermuten, so wirkte doch sein ermutigendes Beispiel, seine glühende Beredsamkeit, seine Selbstverleugnung, die ihn an Genf fesselte, seine Flucht nach Strassburg um der Überzeugung willen, auf junge Gelehrte begeisternd ein. Castellio wurde von Calvin aufgenommen, vielleicht durch Farel empfohlen oder durch den Arzt Tissier, der in seinem Briefe 1542 an Calvin den Castellio grüssen lässt. In Strassburg, dessen Stettmeister Jak. Sturm, dessen Scholarch Joh. Sturm war, herrschte ein weitherziger Protestantismus (Capito, Bucer, Hedio), der in Calvin neidlos den Hirten der Flüchtlingsgemeinde ehrte. In dem Chor der Dominikanerkirche hatte sie ihre Gottesdienste. Calvin war Pastor und Professor der Theologie an dem seit 1537 bestehenden Gymnasium. Castellio unterrichtete an der Lateinschule und studierte daneben Theologie. Arme, strebsame Jünglinge bildeten die Umgebung Calvins, der für theologischen Nachwuchs sorgte. Mulo, Pichon, Cl. Feray, Nic. Parent, wahrscheinlich auch Sleidanus, verkehrten dort mit Castellio. Eine Woche nach Castellio kam Mme du Verger auch als Flüchtling zu Calvin. Den inständigen Bitten, nach Genf zurückzukehren, gab Calvin endlich nach. Castellio eilte dem Reformator nach Genf voraus. Er wurde in Genf Direktor der Schulen und Prediger der Dorfgemeinde Vaudoevres; er nahm die Bestallung mit dem bescheidenen Vorbehalt an, bis ein tüchtigerer sich gefunden. Wie tüchtig

aber Castellio war, beweist der Umstand, dass er sich von den Traditionen des Sturmnischen Ciceronianismus emanzipierte und neben einer gründlichen Pflege der lateinischen Grammatik und des Rechnens die von Sturm vernachlässigte Muttersprache zu Ehren brachte, die, wie es schon 1538 hiess, *n'est pas du tout à mépriser*.

Einige Monate nach seinem Eintritt verschaffte sich Castellio die Erlaubnis, seine bereits ausgearbeiteten Dialoge drucken zu lassen; es war die wichtigste pädagogische Erscheinung jener Zeit, sie erschien 1542, auf 1543 vordatiert. Von diesem Buche existiert noch ein Exemplar auf der Breslauer Universitätsbibliothek. Der 2. und 3. Band folgten in demselben Jahre, der 4. (das Neue Testament enthaltend) zwei Jahre später, nachdem Castellio Genf verlassen hatte. Vollständige Ausgaben aus 1547 und besonders 1562, mit Noten und Summarien, erklären sich als ein Bedürfnis der Zeit.

Der für die Kinder zu schwierige Donat des Mittelalters hatte sich überlebt. Eine bessere Methode, das Verständnis der Jugend dialektisch zu wecken, war bereits durch Mosellanus und L. Vives angebahnt; und gerade die Idee der Dialoge ergriff Castellio mit Beziehung auf die Bibel, an deren plastischen Reichtum er sich anlehnte und nicht bloss tüchtig Lateinsprechen, sondern auch Übersetzen in die Muttersprache lehrte. In seiner Vorrede spricht er sich über den religiösen Gesichtspunkt aus, der ihn geleitet. Die Bibel leiste, was die das jugendliche Gemüt befleckende Lektüre des Cicero, Terenz und Plautus nicht vermocht habe; denn es genüge nicht, den Geschmack zu verfeinern, sondern das Herz sei zu veredeln. Eine glückliche Fantasie, plastische Anschaulichkeit, Lebhaftigkeit des Dialogs und allseitig sprachliche Verarbeitung der Szenen und Gegenstände sind die Vorzüge des Werkes. Trotz mancher Einförmigkeit erinnert die Sammlung an moderne Behandlung biblischer Geschichte in Elementarklassen und bedeutet eine Revolution auf dem Gebiete der Pädagogik. Castellio hat sich hier ein ähnliches Verdienst erworben, wie Camerarius um die Rhetorik. Ja wir haben in den Dialogen ein lateinisches Handbuch protestantischer Erziehung. In Deutschland und den Nachbarländern fanden sie weit grössere Verbreitung, als in Frankreich selbst. Unzählige Drucke und Neudrucke bis ins 18. Jahrhundert, besonders in Deutschland, beweisen, dass

Castellio, ein in Frankreich unbekannter Halbfranzose, zwei Jahrhunderte lang der Praeceptor Germaniae im Lateinlernen war.

Im April 1542 verheiratete Castellio seine Schwester mit einem seiner „Cacheliers“, P. Mossard, einem flüchtigen Franzosen. Seine eigene Vermählung mit Huguine Paguelon, über die wir nichts Genaueres erfahren, muss auch in den zwei Jahren seines Genfer Aufenthalts stattgefunden haben.

Am 11. September schreibt Calvin an Viret etwas gereizt über Castellios Unternehmen, die Bibel zu übersetzen; er habe sein Opus korrigieren, aber nicht auf eine mehrstündige Besprechung einzelner Wörter mit dem Autor sich einlassen wollen. Dies war der Anfang einer Entfremdung, der auf das ganze Leben Castellios bestimmend einwirken sollte. Inzwischen brach zu Genf die Pest aus. Als man im September beschlossen hatte, einen besonderen Geistlichen für das Spital zu bestellen, erbot sich am 23. Oktober P. Blanchet freiwillig dazu, wobei Calvin es als seine Pflicht anerkannte, bei dessen Tode selber einzuspringen. Das Verderben verzog sich. Blanchet wurde im Dezember entlassen, aber Anfangs 1543 erhob die Pest wieder ihr Haupt. Da weigerten sich die Geistlichen, das Spital zu bedienen. Nur Castellio bot seine Dienste an, aber man zauderte sie anzunehmen, da er kein ordinierter Prediger war. Wiederum beauftragt man also den Blanchet mit der geistlichen Pflege des Krankenhauses, der am 1. Juni d. Jahres starb. Calvin wird als unentbehrlich für die Kirche von der Verpflichtung, das Spital zu bedienen, freigesprochen; die übrigen Prediger erklären, dass keiner von ihnen die „constance“ habe „d'allier à l'hospital pestilencial“! Das tapfere Kollegium ward durch einen Theologen beschämt, der sich freiwillig anbot, aber gleichwohl keine Pfarre erhielt. Zwölf Jahre nach Castellios Tode hat Beza den Mut gefunden, den einfachen Thatbestand zu entstellen und zu behaupten, Castellio habe, als das Los auf ihn gefallen sei, sich geweigert, ins Spital zu gehen.

Im Winter 1543/44 kam eine neue Geissel über Genf, die Hungersnot, die für eine höhere Schule doppelt schlimmer war. Castellio ward krank und entschloss sich, so bald es die Schule gestatte, auf sein Rektorat zu verzichten, forderte aber mit Rücksicht auf die schweren Zeiten Gehaltserhöhung, die ihm abgeschlagen wurde. Calvin suchte einen Ersatz für Castellio, den der Rat so schätzte, dass er ihn für den Kirchendienst gewinnen oder

vielmehr demselben erhalten wollte; denn er war ja schon Prediger im Nebenamte. Calvin erklärte in einer Sitzung, Castellio habe eine von seinem Standpunkte abweichende Meinung (nämlich über die Höllenfahrt und das hohe Lied). Castellio bestand nun auf seiner Entlassung, und die Geistlichkeit übernahm die Verantwortung für die Annahme des Gesuchs. Der Rat nahm von dem Beschluss der Geistlichkeit Akt, ohne in theologische Kämpfe sich einzulassen, aber auch ohne auf Geldstrafe oder Widerruf des Angeklagten zu erkennen, wie es die Geistlichkeit gewünscht hatte. Calvin stellte ihm ein günstiges Sittenzeugnis aus.

In jene Zeit fällt eine interessante Verbindung Castellios, nämlich mit Bernardino Ochino, der im Oktober 1542 nach Genf gekommen war. 1534 war der hochgestellte Franziskaner zum Staunen der Welt Kapuziner geworden. Da tadelte er Venedig wegen seiner Ketzerverfolgung. Es wurde ihm Schweigen auferlegt und er selbst nach Rom geladen; er traf den unglücklichen Contarini in Bologna, ging aber nicht nach Rom, da ihn ebenso wenig nach einer Märtyrerkrone, als nach einer Lebensrettung durch Widerruf gelüstete; heimlich kam er nach Zürich und von da nach Genf, wo man ihn mit Hochachtung und Vertrauen empfing. Sein achtungsgebietendes Äussere, seine reichen Erlebnisse, seine Lauterkeit machten tiefen Eindruck, so dass die Italiener Genfs von selbst sich ihm anschlossen. Er suchte seine Schriften, Predigten und Schriffterklärungen nach Italien zu versenden. Hierbei leistete ihm Castellio, der des Italienischen mächtig war, die besten Dienste, indem er Ochinos Römerbrief in gutes Latein übertrug, ohne an vorhandene Übersetzungen sich anzuschliessen. Die Stellen sind Castellios Bibelübersetzung entlehnt, die Ochino bereits damals in Umlauf setzte. So erklärt sich die innige Freundschaft beider. Castellio verdankte dieser Freundschaft eine Vertiefung seiner christlichen Überzeugung, eine Hinneigung zu Ochinos Mysticismus, der auf Heiligung zielte, und damit zugleich eine gewisse Volkstümlichkeit, wie denn Castellio aus seinen Leiden geläutert hervorging. Und die Leiden eines Konfessors blieben ihm von nun an bis zu seinem Heimgange nicht erspart.

Von 1545 bis 1552 ward Castellio vorerst einfacher Korrektor bei Oporin in Basel, wohin er 29 Jahre alt sich begab. Vergebens hatte er zu Lausanne, wohin ihn Calvin 1544 wies, eine Schulstelle gesucht. Man hatte wohl schon an Castellio als

Ersatz für Cordier gedacht, aber der berühmte Celio Secundo Curione wurde dorthin berufen. Dieser konnte nichts für Castellio thun. Daher ging letzterer über Nyon, la Sarraz, Orbe, Yverdon, Neuchâtel — an letzteren Orten hatte er bei Andr. Zébédée und M. Cordier Trost gesucht — nach Basel zu dem Buchdrucker Oporin, der ihn anstellte. Mehr als bescheiden war das Einkommen bei Oporin, der selber mit seiner mühsam erworbenen, noch nicht abgabenfreien Buchdruckerei nach einem bewegten Gelehrtenleben noch seine liebe Not hatte — sein Schwager Winter hatte das Kapital vorgeschossen —, ehe es ihm gelang, seine Arbeiter gut zu bezahlen. Hatte schon 1536 Dolet ihn neben anderen grossen Humanisten gerühmt, so pries 1546 Konrad Gesner, der Botaniker, sein Atelier als das trojanische Pferd. Oporin zeigte in seinen Veröffentlichungen grossen Mut, so gab er 1543 die grosse Anatomie des Vésale heraus, der sich des Schutzes Karls V. noch keineswegs erfreute, und dann eine Übersetzung des Korans von Bibliander, wobei Luther für ihn beim Rate der Stadt intervenierte. Oporin war selbst ein fleissiger Arbeiter, las, korrigierte, schrieb Vorreden, und die Arx Oporina war mehr als die Forbensch Druckerei, so bedeutsam diese auch für die Litteratur war: sie war ein Hort des Protestantismus, wo Gelehrte und Arbeiter mit bedrängten Flüchtlingen sich die Hand reichten, Männer wie Plater, Musculus und Castellio als schlichte Arbeiter verkehrten, an die Zeiten des Zeltwebers Paulus von Tarsus erinnernd. Übrigens dauerte die Zeit der Entbehrung für Castellio nur bis 1553. Es hielt ihn in dieser bescheidenen Stellung besonders sein grosser Plan, die Bibel in den Ruhestunden zu übersetzen. Zum Lebensunterhalt seiner Familie musste er kleinere Werke veröffentlichen: eine Xenophonausgabe, ein lateinisches Gedicht über Jonas, sein griechisches Gedicht „Vorläufer“, die Bucolicorum auctores, Mosis politia, seine sibyllinischen Orakel, die aber alle nicht so viel einbrachten, als seine Dialoge, die bei Oporin erschienen. 1546 erschien dann sein Moses latinus, ein Fragment, und 1547 sein Psalter, 1551 seine ganze Bibel. Um als Unterlehrer in Basel angenommen zu werden, liess er sich als Student immatrikulieren, und so fand er am Pädagogium Beschäftigung, aber noch nicht genug zur Nahrung für seine Familie. Er musste Handarbeiten verrichten. Er dachte an Holzsägen, Wasserschöpfen u. dgl. Calvin tischte 1558 in seiner Schrift

„Über den freien Willen und die Vorherbestimmung“ das lieblose Märchen auf, Castello habe, einen Boothaken in der Hand, zu Basel im Rheine Holz gefischt und entwendet, um sich Brand zu verschaffen. („Trieb dich Schicksal oder freier Wille“?) Castello antwortet in seinem „Harpago“: „Ich war in diesen letzten Jahren, in denen ich Holz gestohlen haben soll — in der Armut, zu der mich, wie jedermann sagt, die Giftigkeit Eurer Angriffe gebracht hatte. Ich beschäftigte mich mit jener Bibelübersetzung, die mir Hass und Neid derer eingebracht hat, die mir Dank wissen sollten. Ich war also ganz bei dieser Arbeit; ich hätte lieber betteln gehen, als sie aufgeben mögen. Mein Haus stand am Ufer des Rheins; ich nahm bisweilen einen Haken zur Hand in den Augenblicken der Erholung, um die schwimmenden Holzstücke, die der Rhein treibt, wenn er übertritt, im Laufe zu hemmen. Das ist die Handlung, die du als Diebstahl deutest, eine zum mindesten wenig wohlwollende und wenig loyale Auslegung. Mein Vater,“ fährt er fort, „hat bei aller Unkenntnis in der Religion das Gute gehabt, dass er vor zwei Lastern, Diebstahl und Lüge, allen Abscheu hatte und ihn uns einprägte, nach dem Sprüchwort der Heimat: »ou prendre, ou rendre, ou les peines d'enfer attendre.«“ Dafür ruft er alle, die ihn in Genf oder sonstwo gekannt, zu Zeugen an. „Ich hatte wohl sagen hören, dass man dort unten die Geschichte, die du eben bezüglich des Holzes geschrieben hast, erzähle. Ich dachte, dass sich dies auf Geklatsch beschränkte, wie man es dir ohne Unterschied aufzutischen pflegt gegen die, die dir, wie man weiss, missfallen. Aber dass du, du, der du mich kennst, es annehmen könntest, dachte ich nicht. Was gar den Gedanken anlangt, dass du in einem für die Öffentlichkeit bestimmten Buche es in der ganzen Welt und bis in die Nachwelt zu verbreiten dich anschicken würdest, nein, ich nehme Gott zum Zeugen, obgleich ich dich kenne, das hätte ich nicht geglaubt!“

Sehen wir uns nach Castellios Freunden im Elende um. Zunächst fällt uns der Name Franz Dryander auf. Es war der vornehme Spanier Francisco de Enzinas, der 26 Jahre alt nach Basel kam und nach manchen Studienreisen (Löwen, Wittenberg, Flandern) und Versuchen, die Bibel ins Spanische übersetzt zu verbreiten, der Inquisition durch die Flucht entgangen war. Seine Familie riet ihm eine Scheinunterwerfung an, um seine Güter zu

retten. Auf dem Wege nach Italien aber blieb er in Basel, beschrieb das Ende seines ermordeten Freundes Diaz (sein Bruder war auch 1547 verbrannt worden) und ging, da seine Lage bedrohlich wurde, nach England, ward von Cranmer zum Professor des Griechischen in Cambridge ernannt, kehrte aber schon 1549 nach Basel zurück und ging nach Strassburg, seine Bibelübersetzung zu vollenden; die Pest hinderte ihn jedoch daran († Dezember 1552). Aus dem Briefwechsel mit Dryander erfahren wir, dass Castellio im Janura 1550 seine Gemahlin verloren, ebenso seine Tochter Debora, und dass er am 20. Juni desselben Jahres sich wiederum verheiratet hatte und dass seine Bibelübersetzung weit vorgeschritten war.

Castellios wahrer Freund und Stütze aber war in der ganzen Leidenszeit Bonifacius Amerbach¹⁾, Sohn eines Buchdruckers, Professor der Pandekten in Basel, mit vielen Gelehrten durch seine Liebenswürdigkeit befreundet, so mit Erasmus, Sadolet, ein Vertrauensmann in allen Rechtsfragen. Seinen Sohn Basilius gab er dem Castellio in Pension und vertraute ihm dessen Erziehung an. Der spätere Briefwechsel des Vaters mit dem Sohn, den Buisson mitteilt, ist von vorbildlicher Bedeutung. Ein dem Vater gewidmetes lateinisches Gedicht Castellios (1546/7) und ein auf Wunsch des Vaters an den nachmals auf mehreren Hochschulen juristisch ausgebildeten Basilius gerichteter Brief, der ihn zur Religiosität ermahnt, vom Jahre 1554, beweist die innige Freundschaft der Familien. Die lateinische Bibel zog inzwischen die Aufmerksamkeit auf den Humanisten Castellio, und Amerbachs Protektion bewirkte, dass er Magister lib. artium an der Universität Basel wurde (Matrikel v. 1. Aug. 1553). Kurz darauf wurde Castellio Lektor des Griechischen an der Universität Basel. Er war knapp 40 Jahre alt, stand in Beziehungen zu vielen berühmten Litteraten, hatte endlich Ruhe erlangt: da nahte eine neue Verfolgung, die seinen Frieden vergiften sollte. Doch blicken

¹⁾ Vgl. Th. Burckhardt-Biedermann, Bonifacius Amerbach und die Reformation. Basel 1894, S. 118 u. 127. — Durch dieses innige Freundschaftsverhältnis wird doch zugleich auch die religiöse Stellung Amerbachs beleuchtet, dem seine Gegner vorwerfen, dass er weder „Katholik“ noch „Lutheraner“ noch „Calvinist“ gewesen sei. Er war eben wie Castellio, Ochino, Curio und viele andere alt-evangelisch.

wir erst einmal zurück auf seine litterarischen Leistungen, ehe wir die Tragik seines Lebens verfolgen.

Was Castellio als christlicher Dichter damals geleistet, ist, wenn auch nicht hervorragend, so doch geschickt in Anlage und Ausführung. Solche Dichtungen sollten, was schon Melancthon anstrebte, den Lucian und andere leichtfertige Schriftsteller der Alten verdrängen. Daher sammelte man emsig christliche Gedichte. Besonders Oporins Verdienst ist es gewesen, die verschiedenen Auszüge und Bruchstücke christlicher Dichtung in Anthologien für die Jugend gesammelt zu haben. Mehr als sein „Jonas“ und sein „Vorläufer“ — es ist Johannes der Täufer gemeint — wurden Castellios Oden zu 40 Psalmen geschätzt. Länger müssen wir bei seiner Bibelübersetzung verweilen. Die lateinische erschien 1551, die französische 1555. Vorläufer derselben waren sein *Moses latinus* (1546) und die *Psalmen* (1547). Litten die bisherigen Bibelübersetzungen an ungebildetem Stil und Dunkelheit des Sinnes infolge des Bestrebens, möglichst wortgetreu den Urtext wiederzugeben, so soll Castellios *Moses*, da er kein Freund der Barbarei, sondern ein Freund der liberalen Künste sei, deutliches Latein reden. Überhaupt gilt ihm *Moses* als Geschichtsschreiber, Redner, Dichter, Philosoph. Die Griechen sind, wie bei Philo, die Plagiatoren.

Das Vorwort der Bibel ist dem Könige Eduard von England gewidmet und hat eine ähnliche Bedeutung, wie dasjenige der *Institutio Calvini*, es vertritt die Idee der Toleranz. Eduards Regiment schien dieser günstig zu sein. Der Protektor Eduards hatte reformatorische Theologen nach England gerufen, Bucer, P. Martyr, Ochino, und man durfte Grosses erwarten. Die Vorrede ist kurz und natürlich. Die Übersetzung des N. Testaments erschien ihm als die wichtigste Zeitfrage. Nicht Mangel an Kenntnissen, sondern an sittlichem Willen sei der Grund, dass die religiöse Erkenntnis noch so unvollkommen sei. Blutdurst geberde sich als Liebe zu Christus, während man das Laster unangefochten lasse, ebenso die Heuchelei. Man töte ungefährliche Menschen, die den Mut hätten, für ihre Überzeugung zu sterben. Seine Worte sind an den König Eduard gerichtet, zugleich aber ein Appell an alle Könige, ihrer hohen Verantwortung eingedenk zu sein. Dass Castellio in der Übersetzung der Worte der Schrift einer freieren Ansicht huldigte, als seine Gegner, darf uns nicht

wundern. Nur der Geist ist ihm inspiriert, daneben haben wir den Leib, den Behälter, den Ring des heil. Geistes im äusseren Schriftwort. Jener ist nur dem Gläubigen zugänglich, der Böse hört nur Worte. Was für einen damaligen Protestanten besonders kühn war, er füllt die Lücke zwischen Altem und Neuem Testament durch Josephus aus, ergänzt den hebräischen Text durch fehlende Stellen aus der griechischen und lateinischen Übersetzung, erkennt Dunkelheiten der Bibel willig an, eine Kühnheit, über die Calvin ausser sich gerät. Renan spricht sich anerkennend über die Übersetzung aus, besonders die des Neuen Testaments. Castellio wird jedem Buche nach seinem Stile gerecht; diesen Kommentarcharakter erkennt auch Buddeus an. Trotz aller Mängel bleibt Castellios Bibelübersetzung ein Hauptwerk, der erste Versuch einer französischen und modernen Übersetzung, „Gott angenehm und den Menschen nützlich“.

Es ist eine seltsame Erscheinung, dass gewisse Konfessoren nicht bloss ihre eigenen Handlungen und Äusserungen zu verbüssen haben, sondern wie durch ein Gesetz der Kontinuität in andere Kämpfe mit verwickelt werden und für das leiden müssen, was an sie herangebracht wird; dass man aber auch andererseits sie als Sündenböcke jeglicher Häresie herausgreift und ihnen die Schmach auferlegt, die nun einmal die Orthodoxie als Sühne fordert. Insonderheit Castellio ist es, der in die antitrinitarische Bewegung verwickelt wurde, weil er die Verurteilung Servets tadelte, und der sogar als „Wiedertäufer“ und Schwärmer verfolgt worden wäre, hätte nicht ein barmherziger früher Tod ihn der Rache seiner Gegner entrückt. Wiederholen wir uns den Ausgang des Servetprozesses unter Hinweisung auf Tollins zahlreiche Servetschriften. Die scharfe Schrift v. d. Lindes über „Servet, ein Brandopfer der reformierten Inquisition“, und meine Übersetzung des Servet ins Deutsche nebst den Recensionen derselben mag hier erwähnt sein. Buisson konstatiert, was auch aus v. d. Lindes Werk ersichtlich, wie wenig einstimmig die Gutachten der Schweizer Kirchen über die Verbrennung Servets (27. Oktober 1553) gelautet haben. Schon Bullinger betont nicht sowohl die Häresie, als vielmehr die Gotteslästerung Servet. Die meisten Antworten liessen eine mildere Auffassung zu. Guil. Grataroli schrieb von Basel an Bullinger, einige Litteraten urteilten über

Calvin, als ob er ein Henker wäre. „Wie würde man erst urteilen, wenn man nicht für sich fürchtete.“ Ähnliche Missbilligungen erwähnt Buisson von J. Hab in Zürich, von einem französischen Präceptor, von Prof. Gwalther: die Sache Servets habe mehr Anhänger gefunden, als man glaube. Das Publikum kannte anfangs den Prozess nicht, nur die Gelehrten waren eingeweiht. Aber tags nach Servets Zeugentod wuchs das Murren. Calvin schickte sich sogleich an, einen kurzen Traktat über Servet zu veröffentlichen und so die Unerfahrenen zu belehren, die Gottlosen zu bekämpfen. Die erste Antwort auf Calvins Schriftchen kam von Nic. Zurkinden, Kanzler in Bern, die bei allem Entsetzen über Servets Irrtümer Calvins Strenge verurteilte. Zurkinden hält die Strenge für nutzlos, sobald die Häresie sich auf die Menge erstreckt, lobt die Weisheit des Baseler Senats, weist auf das beschämende Beispiel bekehrter Wiedertäufer hin und warnt vor Wiedereinführung dessen, was wir an den Katholiken verdammen. Einen Monat nach Calvins Buch erschien, angeblich in Magdeburg, von einem gewissen Martinus Bellius eine Schrift „de Haereticis“, welche Castellios Leidensgeschichte eröffnen sollte. Der ganze Titel lautet: *De Haereticis, an sint persecuendi, et omnino quo modo sit cum eis agendum multorum tum veterum tum recentiorum sententiae.* Eine französische Ausgabe erschien 1554 in Rouen. Bellius bedeutet Krieg dem Kriege. Woher kam die Schrift? Calvin und Bullinger vermuten sofort als Verfasser den Castellio und Coelius Curio in Basel. Calvin erinnert, wie Beza, an Bullinger schreibend, an die Vorrede zu Castellios Bibel. Der „Traicté des Hérétiques“ ist an Christoph, Herzog von Württemberg, gerichtet. „Wenn du deinen Unterthanen deine Rückkehr vorausgesagt und ihnen weisse Kleider anzulegen vorgeschrieben hättest, sie aber unter sich stritten um den Ort wo du weiltest, um die Zeit, wann du kämest, ob zu Pferd oder zu Wagen, und gar zu Thätlichkeiten übergangen, andere aber still ihre Schuldigkeit thäten, ohne sich um das Gezänke zu kümmern, würdest du dann nicht die Angreifer vernichten, nicht die Mörder verleugnen, die vorgäben, in deinem Namen zu handeln? Die Allegorie ergiebt den Primat der Pflicht, nicht des Dogmas und Streites. Das reine Herz, die lautere Liebe ist erforderlich, nicht das Streiten über Prädestination, Willensfreiheit, Zustand der Seele nach dem Tode. Jede Sekte ver-

dammt alle anderen. Wir aber sollen die Irrenden, auch die Wiedertäufer schonen, ihnen 7 mal 70 mal vergeben, namentlich wenn wir den Balken im eigenen Auge haben. Wer ist eigentlich ein Ketzer?! Diese Frage ist schwieriger zu beantworten, als die nach der Art und Weise, wie man ihn behandeln müsse; und zwar wissen auf die letztere die zu antworten, die verfolgt und gebeugt noch nicht sicher und unbarmherzig geworden sind. Über den Begriff Ketzer entscheidet nicht das Urtheil der Menge. Das Gold des wahren Christentums hat zwar überall gleiche Währung, aber die Mode ist nach Gegenden verschieden. Die Meinungen gehen weniger in betreff des ersten, zum Teil schon über den zweiten, am meisten über den dritten Artikel auseinander. Dulden wir also, zumal die Schrift nur die Exkommunikation als Strafe kennt, die Andersgläubigen, wie man Juden duldet. Erscheint nicht als ein Moloch der Christus, dem man einen Ketzer opfert, der noch im Feuertod diesen Christus anruft?“ Nicht weniger als zwanzig, alte und neue, Autoritäten zählt nun Castellio in seiner Streitschrift gegen die Intoleranz auf: Darunter Luther, Von weltlicher Oberkeyt, wie weyt man yhr gehorsam schuldig sey, 1523, an den Prinzen Johann von Sachsen, ferner Brenz, der nur Gottes Wort als Mittel kennt, den Irrtum zu bekämpfen: „Meide den Ketzer“, das einzige Mittel der Strafe, sowie Erasmus, der, trotz seiner schwankenden Haltung, mit seiner Auffassung vom Unkraut im Weizen der Sorbonne gegenüber fest blieb. Interessant ist eine angeführte Stelle aus Seb. Franks Chronik, die seit 1531 mehrere Auflagen erlebt hatte: „lieber Ketzer als kanonisiert!“, die „Paradoxa der Häretiker“ und die Definition eines Häretikers, als eines „Sonderlings, Eygensinners, Auserwehlers“, und namentlich die Beispiele dafür, dass die „Kirche Christi die verfolgte“ sei. Zum Schluss sind noch ein Georg Kleinberg, ein fingierter Name, mit pathetischen Stellen und mit dem Hinweis auf Ärzte, die sich selbst gegen andere Meinungen helfen, sowie auf das friedliche Zusammenleben der Menschen in Konstantinopel, und Basilius Montfort (Epilog) aufgeführt. Basilius bedeutet offenbar Sebastian, Montfort ist gleich Chatillon. Dieses Schlusskapitel kennzeichnet die Ruhe, Herzlichkeit, Gründlichkeit und Klarheit Castellios. Entweder müsse man das Alte Testament im engeren Sinne fassen, oder alle Ungläubigen ausrotten, sagt Montfort. Die Gotteslästerer, Säufer, Lasterhaften und Heuchler

tötet man nicht, dagegen die Märtyrer, die jede Heuchelei verschmähten. Das geschmähte Buch enthält bereits eine völlige Methode religiöser Freiheit und Toleranz, und zwar im Namen des Evangeliums wie der Reformation, des Protestantismus.

Wer hat nun dies Buch geschrieben? Nicht Magdeburg, sondern Basel war der Ausgangsort. Man schrieb es dem Oporin zu. Die französische Ausgabe war nicht zu Rouen gedruckt, sondern zu Lyon, wo Castellios Bruder Buchdrucker war. Calvin und Beza vermuteten drei Hauptverfasser, zu denen Castellio unfehlbar gehörte. Der zweite Autor muss nach Beza Laelius Socin gewesen sein. Obwohl dieser auf die Beschwerde der rhätischen Geistlichen bei Bullinger in einem Verhör das Misstrauen zu beseitigen wusste und dessen väterlichen Warnungen vor Sympathieen mit Servet und anderen Ketzereien geziemend anhörte, ist doch nach Socins Tod dessen Mitautorschaft ausser Zweifel gestellt. Der dritte Mitschuldige war nach Beza Coelius Secundus Curio, der aber in einem besonderen Rechtfertigungsschreiben an Bullinger jede Teilhaberschaft in Abrede stellte. Ganz klar ist seine Unschuld nicht. Ferner scheint Martin Borrhaeus (Cellarius), Professor des Alten Testaments, ein abgesagter Gegner des Servetprozesses, der Protektor des von Calvin exkommunizierten Spaniers Leonard, an dem „Bellius“ mitgewirkt zu haben. Jedenfalls ist der Bellius das gemeinsame Werk der italienischen und französischen Flüchtlinge in Basel, sein Haupturheber Castellio, der die Vorrede verfasst, die Citate übersetzt und das Ganze redigiert und durch sein Schweigen seine Autorschaft zugestanden hat. Eine äusserst schwache Entgegnung fand der Bellius in Bezas ernster Erstlingschrift — vorher hatte er nur Satiren und leichtere Gedichte verfasst —, die ohne Geist Punkt für Punkt durch Versicherungen wie: Ketzer sind schlimmer als Mörder, folglich sind sie zu töten, und andere mittelalterliche Reflexionen zu widerlegen sucht. Weit stolzer ist Calvins Buch, das kleinere Argumente verschmähend an Gottes Zorn erinnert, den Herzog von Württemberg vor den „brigans“ in der Kirche Gottes warnt, die Toleranz gegen die Wölfe gottlos nennt.

Castellio schrieb eine offene Antwort auf Calvins Apologie, die trotz des Widerstandes der Censur durch Abschriften bereits halb veröffentlicht war und vorzüglich ist. In dialogischer Form — ein Vaticanus ist dabei katholischer Opponent — setzt sich

Castellio mit Calvin auseinander in seiner Schrift von 1554 „Gegen Calvins Buch“. Calvin spricht dem Worte Gottes Dunkelheiten ab. Castellio: „aber du hast ja die Institutio geschrieben, damit das Evangelium verstanden würde“. — Gefährlicher als solche, die zügellose Freiheit begehren, sind nach Calvin diejenigen einfachen Leute, die gegen die Tyrannei des Papsttums erbittert alle Strafe verabscheuen. — Aber wo lastet die Knechtschaft schwerer als in Genf? Folgt eine Reihe von Vorwürfen gegen den Seigneur Genfs. — Calvin befiehlt bei den Seinigen, was er bei den Katholiken verwirft. Er beruft sich für die Feuerstrafe auf Gottes Wort, was alle Sekten thun. Und doch steht darin: non necabis. Calvin: die Katholiken, als im Irrtum, haben kein Recht zu töten. Aber du öffnest ja aller Verfolgung Thür und Thor. — Dem Rate Calvins, freundlich in Gottesfurcht das Urtheil zu fällen, hält Castellio die Art entgegen, wie man Servet, der friedlich durchreisen wollte, im Gotteshaus erkannt und ins Gefängnis geschleppt habe. Töten ist nicht Verteidigung der Religion. Warum hat Calvin nicht den Cardinal von Tournon, der kurz vor Servet nach Genf kam, als er nach Lyon sich begab, um dort die fünf gefangenen Hugenotten zu verbrennen, festnehmen lassen? Aber er konspiriert lieber mit den Papisten, denunziert Servet bei der katholischen Inquisition zu Vienne und leugnet es („hardi mensonge“)!

Castellio fand nach Calvins traurigem Siege über Berthelier, dessen Einwirkung auf Castellios Schicksal bei Buisson nachgewiesen ist, für einige glückliche Jahre, die keine Geschichte haben, seine Ruhe in Studien über Homer. Die Artistenfakultät, seit 1544 bestehend, war anfangs noch nicht den drei älteren Fakultäten ebenbürtig. Sie glich einem Lyceum, hatte Schüler in 4 Kursen. Der 3. Jahrgang war Castellio übergeben, der besonders den Homer traktierte bis zu seinem Tode. Oporin gab seine Textrevision heraus, mit zum theil eigener Übersetzung, die noch Heyne sehr lobt. Im Jahre 1545 hatte er sich mit Xenophon zu beschäftigen; da nämlich Isengrim, der eine Ausgabe der lateinischen Übertragungen der Werke Xenophons wieder herausgab, für die 4 kleineren noch nicht übersetzten Abschnitte einen Übersetzer suchte, so liess sich Castellio dafür gewinnen. Die Ausgabe

wurde gut aufgenommen, eine Neuauflage 1551 von Castello durchgesehen. Auch die Ausgabe von Herodot vom Jahre 1559 (v. Henricpetri) überwachte er, ebenso korrigierte und ergänzte er die Übersetzung des Diodor von 1559. 1560 machte er sich an Laur. Vallas Thucydides-Übersetzung, die 1564 einige Wochen nach seinem Tode erschien. Als Lehrer erfreute er sich, mit dem grossen Schmerz im liebeglühenden Herzen, wie sich denken lässt, der grössten Popularität bei seinen zahlreichen Schülern und Pensionären, deren Anhänglichkeit sich bei seinem Tode besonders herrlich zeigte.

Nichtsdestoweniger hegte er einen Zug zur Einsamkeit, selbst im Kollegenkreise. Amerbach, Platter und Oporin blieben bis ans Ende seine treuesten Freunde, zu denen sich auch deren Söhne und Neffen, so Oporins Neffe Zwinger, der Vater einer berühmten Gelehrtenfamilie Basels, gesellten. Seit 1550 ist mit ihm auch Jean Bauhin, anfangs Frobens Korrektor, dann Dozent der Medizin zu Basel, und Zurkinden, Kanzler der bernischen Regierung, ein Mann von mildem, klarem Urteil, herzlichem Gottvertrauen und warmem Freundschaftssinn, eng befreundet.

In jenen Jahren war eine Anzahl Flamländer oder Niederländer in Basel angekommen, deren würdiges Haupt sich Jean de Bruges nannte. Er fand als Dolmetscher den stud. Jo. Aconius aus Friesland und bat um Ansiedelung und Bürgerrecht, erfüllte die Bedingungen und erlangte das Gewünschte, holte seine Familie, liess sich in Basel, dann in dem nahen Binningen nieder, verheiratete seine Kinder gut, zeigte sich friedlich, kirchlich, wohlthätig. Erst 1551 lernte ihn Castello durch Aconius und den Arzt Jean Bauhin, den Hausarzt des Fremden, kennen. Seine Vorrede an Eduard VI. hatte die Bekanntschaft wohl vermittelt. Dazu kam die gleiche Gesinnung, ihre Herzenstiefe und heilige Mystik, die etwas Feierliches, Ergebenes hatte, anders als bei dem feurigen Ochino. Nach 12jährigem Aufenthalt starb der Burgherr von Binningen, kurz nach seiner Frau, im August 1556, zu Basel in seinem Hause; er wurde ehrenvoll in St. Leonhard bestattet. Noch drei Jahre bestand die ruhige kleine Niederländergemeinde, da kam 1559 das Gerücht auf, Jean de Bruges sei das 1544 verschwundene Haupt der Wiedertäufer: David Georges oder Joris, Verfasser des „Wonderboeks“. Blitzartig wirkte diese Nachricht auf alle, die sich betrogen glaubten. Einige freilich, wie

Acronius und seine Bekannten, schienen schon seit einigen Jahren eingeweiht zu sein. Namentlich hatte die Erklärung eines niederdeutschen Reisenden im Storch zu Basel (1556) eingeschlagen, Jean sei ein Ketzer. Nun entstand ein Lärm und Schrecken, wie zu Ananias' und Sapphiras Zeit. Joris — es war wirklich Jean — folgte seiner kranken Frau rasch ins Grab, obwohl man ihm den Tod seiner Frau verheimlicht hatte. Man schwieg aber und bewahrte das traurige Geheimnis innerhalb der Verwandtschaft. Aber im Winter 1558/59 sollte es durch den Schwiegersohn Jeans und einen seiner alten Schreiber bekannt werden. Jener hiess Blesdykius, d. h. von Blesdijke, einem friesischen Dorfe, oder Transiselanus (Yssel). Ganz jung hatte er sich als friedlicher Anabaptist dem Menno Simonis angeschlossen, bis Joris sich als Reformator der Taufgesinntengemeinde ankündigte und Blesdyk ganz für sich gewann. Gegenüber dem Asketik Mennos forderte Joris nur Reinheit des Herzens, Einheit mit Gott. Blesdyk nahm mit der Zeit Anstoss an dem Subjektivismus dieser Richtung, die gegen die Rehabilitation des Fleisches nicht schützte; denn er bemerkte in einzelnen Kreisen neben wirklichen Blutzegen lax gesinnte Brüder, die an die Adamiten erinnerten, hinsichtlich der Polygamie u. dgl. anfechtbare Vorstellungen hegten u. dgl. Es kam zu einer Auseinandersetzung mit Joris und zu einem Bruche. Blesdyk und Bauhin wurden verbannt. Im Winter 1558/59 entdeckte Blesdyk das Geheimnis der Artikel Davids den Geistlichen Basels.

David Joris hatte ausserdem einen Famulus Hendrik van Schor von Ruremonde, der sich weitergebildet hatte, nach des Meisters Tod für Blesdyk Partei ergriff und bei dem Humanisten zu Basel Lud. Carinus (von Kiel) eintrat, einem treuen Freunde Wilhelm Nesens aus Nastätten in Nassau, über den Steitz, Nebe (in s. Herborner Programm von 1866) und ich (Luthers Beziehungen zu Nassau 1884) das Nähere berichtet haben. Bei ihm machte Schor die Bekanntschaft Sturms und kam so in das bischöfliche Palais in Strassburg. Er vertraute seine wertvolleren Bücher einem Pierre de Malines (Mecheln) an, welcher plauderte. Amerbach hielt mit seinen Freunden eine Untersuchung für angezeigt. Schor liess man nach Basel kommen. Elf Zeugen wurden vernommen, wobei Acronius den Dolmetscher abgab. Die Joristen machten das Geständnis, sie hätten den Joris zuletzt für einen ungefährlichen, frommen Menschen (dafür galt er ja auch in

Basel allgemein!) gehalten, mit allerlei besonderen Ideen; sie seien bereit, die Kirchenlehre anzunehmen, wenn man sie überführe. Universität und Geistlichkeit verurteilten einstimmig die Erzketzerei. Da Verjährung erst nach 5 Jahren eintrat, so musste der Ketzer verfolgt werden, die Reumütigen sollten begnadigt werden. Curio und Castellio waren am 26. April abwesend, gaben daher nachträglich ihr Votum über die Häresie ab: jener mit Schelten, dieser mit Würde: nur die Sätze *qui dicuntur excerpti ex libris Davidis*, — und eine Übertreibung war ja nur zu wahrscheinlich — seien, so wie sie lauteten, gottlos.

Am 11. Mai wurden die Gefangenen gegen das Versprechen, keine Gäste mehr in Binningen aufzunehmen, ihre Kinder zur Schule und Kirche zu schicken, keine Konventikel mehr zu veranstalten, entlassen. Und nun erfolgte auf dem grossen Platze von Basel der feierliche Ketzerprozess in mittelalterlichem Ernste. Der ausgegrabene und an dem halb blonden Bart wiedererkannte Leichnam Davids wurde unter Verwünschungen verbrannt, ein Akt, dem Castellio und Platter beiwohnten. Einige Tage später wurden die 30 reumütigen Anhänger nach einem Bekenntnis ihrer Irrtümer in die Kirche wieder aufgenommen, unter beweglichen Ansprachen der Prediger, und der Fürbitte der Gläubigen empfohlen. Damit war denn auch eine Sühne geschaffen und der Spionage das Interesse genommen, anders als in Genf, wo die Maulwurfsarbeit bis in alle Schlupfwinkel fortgesetzt worden wäre. Es lag im Interesse der blossgestellten Honoratioren, auf der Sache Gras wachsen zu lassen.

Bullinger glaubt dem Geklatsche, Castellio sei „Wiedertäufer“ gewesen. Es giebt zwei Castellio-Briefe Davids (über die das Nähere bei Buisson und Nippold zu finden ist), die Achtung und Einverständnis beider in Grundfragen des Christentums verraten; der eine ist an Castellio selbst gerichtet, bespricht die Idee der Gelassenheit, empfiehlt die Erkenntnis seines Nichts, das Kindwerden, mit Christo sein, geht auf den Wunsch des Freundes, sein Werk übersetzt zu sehen, ein, wenn es ohne Gefahr geschehen könne, bespricht Castellios Vorrede zur übersetzten Bibel und billigt das Werk bis auf einige Ausdrücke und schliesst mit der Bitte: „lass Gott in dir wollen und handeln!“ Der andere Brief ist (1. Oktober 1553) an die vier Städte gerichtet, um Servet zu retten; er entlehnt einige Stellen aus dem Bellius, verrät aber

durch die viel bestimmtere Diktion, dass er Castellio, dem gelehrten Freunde, durch die Hände gegangen ist. Der Erfolg des Schreibens ist ungewiss. Der Georges Kleinberg in dem bekannten „de Haereticis“ hat schliesslich einige Ähnlichkeit mit Joris, er handelt von der Tötung der Anabaptisten etc. Die Beziehungen Castellios zu Blesdyk sind bekannter. Blesdyk wollte eine Geschichte des Erzketzers Dav. Georgii, haeresiarchae, veröffentlichen, im März 1560. Castellio erwirkte von ihm einen Aufschub. Blesdyk wurde bald nach jener Zeit Pastor in der Pfalz unter Friedrich III. und schrieb am 22. Oktober 1562 über die Verfolgungen der Anabaptisten. Castellio warnte ihn vor Blut und der Widerlegung ihrer Irrtümer, die den Verfolgungen diene. Blesdyk zeigte sich in seiner Antwort als Mensch des Herzens wie Castellio.

Seitdem Castellio aus dem Prozess wider die Joristen unverletzt hervorgegangen war, ward er den Genfern immer unerträglicher, da sein Einfluss überall wuchs, besonders in Württemberg mit seinem französischen Anhängsel Mömpelgard. Der Kirchenverwalter P. Toussaint, erst eifriger Calvinist, verurteilte nunmehr den Servetprozess, organisierte den „Bellianismus“ und mahnte zum Frieden; trotz der Versuche Calvins, ihn zu verdrängen (durch Briefe an den Herzog und nach dessen Tod an den Landgrafen Philipp von Hessen, den Vormund des jungen Grafen Friedrich) blieb er in seiner Stellung, bis sich die Fürsten Würtbergs dem reinen Luthertum zuwandten und für Toussaint, der noch eines kalvinistischen Restes verdächtig war, keine Verwendung mehr hatten. In Deutschland aber und den Niederlanden fing jetzt Castellio an bekannt zu werden; von England erhielt er anerkennende Briefe, ja man sprach davon, ihn nach London zu berufen. In Spanien wirkte einer seiner Schüler, ebenso in Paris und Lyon. Sein Arzt Bauhin scheint in Frankreich seine Ideen verbreitet zu haben. Calvin warnt in einer langen Epistel die Gemeinde von Poitiers (1555) vor einem frénétique M. de la Vau (pasteur?), der Calvin entgegen die Lehren seines „Castalio“ aussäte. In Bern und Lausanne war Castellio populär, die Universität Basel bewilligte ihm gerade eine Zulage. Was anfangen? Die neuerevidierte Bibel Bezas, an der auch Calvin arbeitete, sollte helfen. Sie erschien 1560 mit einer Vorrede, worin der Satan als Vater der Castellio Bibel in seiner Unwissenheit und Frechheit,

hingestellt wurde. Castellio erhielt nun die Erlaubnis, seine seit Jahren bereit liegende „Defensio suarum translationum“ drucken zu lassen, aber nur mit der Censur. Borrhaeus, im ganzen anständig, war zu sehr Prädestinarianer, als dass er die Ausfälle gegen Beza und diese Lehre als Censor hätte passieren lassen. Das Gestrichene reproduzierte Castellio zum grossen Teil in seiner Schrift: *De praedestinatione, scriptum ad Mart. Borrhaeum*. Im März war die *Defensio ad Bezam* gedruckt. Ihre Würde und Ruhe wirkte wie eine blutige Kränkung. In Genf belästigte man Castellios Verwandte: seine Schwester und seinen Neffen Michael, einen Schmied, und liess Castellio in einer giftigen Farce vor den Schülern spielen. Beza liess seine *Responsio ad defensiones et reprehensiones Seb. Castellionis* los, an die Pastoren Basels gerichtet, mit allen erdenklichen Schimpfreden: Julian, Manichäer, Antinomus [sic!], monstrum, stinkender Sykophant, der die *Vulgata* gemeistert habe. Was war denn falsch in der Übersetzung Castellios? Douen hat alle 138 angefochtenen Stellen geprüft: 78 davon sind ohne Belang, disputabel in Beziehung auf Wortbedeutung und Eleganz, weil keiner von beiden den richtigen Sinn traf. Also bleiben 60, von denen 36 Castellio richtig übersetzt hat, 24 unrecht, da zu den 8, die er zugiebt, noch 16 kommen. Die Fehler sind nicht von dogmatischer Befangenheit diktiert, auch wo Humanitätsideen gestreift werden, nicht gegen das Dogma (castellionisch), dagegen nicht frei von dem traditionellen Dogma.

Castellio hatte die 30 Dialoge des Bern. Ochino übersetzt, ein kühnes, originelles Buch. Die Trinität war darin durch unbeantwortete Fragen angegriffen. Ein Dialog behandelte die Polygamie, sie ausdrücklich verdammend, aber mit dem Zusatze, dass das Gesetz Mosis sie nicht unbedingt untersagt hätte, und generalisierend, dass die Ehe eine menschliche Einrichtung sei und ihre Gesetze nicht unveränderlich. Dieser unbedeutende Bestandteil der Schrift gab den willkommenen Anlass zum Vorgehen, obwohl das Hauptverbrechen Ochinos seine Diskussion über das Recht, Häretiker zu verbrennen, war, sowie seine heterodoxen Auslassungen über den höheren Herzensglauben, die innere Erleuchtung. Die Züricher bannten sofort den 70jährigen Prediger der Flüchtlinge „du Locarno“. Ende Dezember musste Ochino mit seinen jungen Kindern abziehen, und er hoffte im Veltlin

bei seinen Schülern ein Asyl zu finden; allein Bullinger hatte überall gegen ihn alarmiert. Weder Chur noch eine andere Schweizer Stadt nahm ihn auf; Borromeo untersagte ihm die katholischen Lande. Er kam nach Frankfurt, fand aber erst in Polen Ruhe und starb bald darauf. Castellio sollte mit ihm ins Exil gehen; er hatte die Absicht, den Ochino zu begleiten, um in Polen oder Siebenbürgen zu wirken: da nahm ihn Gott zur rechten Zeit aus diesem Leben hinweg. Infolge seiner Entbeh- rungen, Wachen, Mühen und Seelenleiden war er vor der Zeit gealtert. Dazu gesellte sich der drohende ernste Prozess, Fieber und Herzkrankheit. Kaum erholte er sich wieder, so machte ein Rückfall seinem Leben am 29. Dezember 1563 im Alter von 48 Jahren ein Ende. Er wurde von der Universität betrauert; die Studenten beerdigten ihn und trugen seinen Sarg. Unter dem Kreuzgang der Kathedrale zu Basel, in der Grabstätte der Familie Grynaeus, wurde er beigesetzt. Der Marmor erhielt die Auf- schrift: *Professori celeberrimo ob multifariam eruditionem et vitae innocentiam doctis piisque viris percharo . .* und einige Epitaphien in lateinischen Versen. Besonders zeichneten sich unter den Leid- tragenden durch Pietät drei junge vornehme Polen aus; aber diese jungen Leute wurden später als „Kastalionisten“ in Zürich und Genf, wo sie ihre Studien fortsetzten, vielfach belästigt. Bald darauf liess auch Oporin ein *Epicidium* drucken, eine *vita* Castel- lionis in Distichen von Paul Cherler von Elsterburg. Hatte sich denn keine Feder gerührt, um Castellio zu verteidigen? Wohl hatte Curio eine mächtige *Defensio* für ihn geschrieben, als er gerade starb. Trotzdem wäre es ihm wohl nicht gelungen, ihn zu befreien. So sicher wäre er mit Ochino gefallen, als Perna, der Übersetzer der nämlichen Schrift *Ochinos* ins Italienische, ins Gefängnis geworfen ward. Er hat keine hervorragende Stelle im Leben bekleidet, sich nie hervorgedrängt, nie einen Kampf aufgenommen, wenn er nicht dazu herausgefordert war. Und doch ist er der am meisten bahnbrechende Geist der Schweizer Reform- ation; denn selbst unsere heutige Orthodoxie muss ihm in allen Händeln mit den Genfern beipflichten. Er gehört dem 19. Jahr- hundert an. Er war kein Erasmus noch Montaigne, sondern ein Hugenotte seltener Art, ohne den kriegerischen Geist Calvins, und doch fehlte es ihm bei aller Skrupulosität, Zartheit und Weit- herzigkeit nicht an männlicher Festigkeit, die Überzeugung zu

verteidigen, Duldung und Liebe zu predigen, wo das Himmelreich Gewalt litt.¹⁾ Er war aber auch ein vortrefflicher Mensch im Privatleben, ein treuer Vater.

Ausser dem Testament Castellios und den Taufurkunden Basels fehlt uns fast alles, um Näheres über seine Familie zu erfahren. Das schlichte Testament lautet: „Da ich nicht weiss, wann es Gott gefallen wird, mich aus diesem Leben abzurufen, so hab' ich, da ich jetzt in guter Gesundheit des Leibes und des Geistes bin, beschlossen, mein Testament zu machen und niederzuschreiben, damit vorkommenden Falls meine Erben meinen letzten Willen wissen. Erstens also bestelle ich zu Vormündern meiner Frau und meiner Kinder den Arzt M. Jeh. Bauhin und den Prediger M. Joh. Brandmiller, indem ich sie bitte, sich dieser Aufgabe zu unterziehen und um unserer Freundschaft willen hoffe, dass sie es thun werden. — Zweitens, was die Erbschaft, die meiner Frau und meinen Kindern zufällt, anlangt, so will ich, dass sie nach den Gesetzen und Gebräuchen Basels geregelt werde. — Drittens, betreffs einiger Bücher, deren Verfasser ich bin, die nicht gedruckt sind, ordne ich an, dass darüber nach der Umsicht verfügt werde, die Gott genannten Vormündern geben wird, und meinerseits erteile ich ihnen darüber volle Gewalt. Was einige Übersetzungen oder andere für die Drucker angefertigte Sachen anlangt, so verfare man damit, wie man in meinem Tagebuch es finden wird. — Was den Stand meiner Kinder betrifft, so wünsche ich, dass sie alle zum mindesten Deutsch und Französisch lesen und schreiben lernen, wenn sie in Deutschland sind, und ausserdem ein Geschäft erlernen, um mit ihren eigenen Händen zu arbeiten und im Schweisse ihres Angesichts zu leben, nach dem Gutdünken der genannten Vormünder. — Im übrigen l. Frau Marie und ihr, meine Kinder, Nathanael, Bonifaz und Thomas, Susanne, Barba und Sara, und du, meine Nichte Jane — glaubet

¹⁾ Jules Michelet sagt von Castellio: Un pauvre prote d'imprimerie, Sébastien Ch., posa pour tout l'avenir la grande loi de la tolerance. Das ist doch nicht ganz richtig. Castellio fand den Gedanken vor in den altevang. Gemeinden, die man Täufer nannte und deren Versammlungen und Gottesdienste er besuchte. Unter dem 2. Juli 1600 schreibt nämlich Jean Jaques Grunée: Hoc habebat Castellio, ut rari interdum accederet coetus Anabaptistarum et inde deflecteret ad patrem meum etc. Buisson, Castellio II, 500.)

an Gott, fürchtet ihn, liebet ihn, haltet seine Gebote und glaubet, dass Er Vater der Witwen und Waisen ist, und dass Er Euch nicht verlassen wird. Aber wenn ihr Ihn verlasset (was gewiss nicht geschehen möge), so wird Er euch verlassen. — Und ihr, meine Freunde in Christo, wer ihr auch und wo ihr auch sein möget, im Namen Christi befehle ich euch meine Frau und meine Kinder, wie ihr die eurigen befohlen wissen möchtet. Gott gebe uns allen seinen ewigen Frieden durch Jesum Christum, seinen Sohn, unsern Heiland. Amen. Geschrieben zu Basel im meinem Hause am 4. Dezember 1560. Mit meiner eigenen Hand.

Sébastien Chateillon.

Ich habe es gelesen und bestätigt im Jahre 1563, den 1. November, hinzufügend, dass Friedrich, der seitdem geboren ist, seine Stelle darin erhalte.“

Zum Gebrauche des Wortes „Pansophia“ vor Comenius.

Von

Dr. W. Begemann,

Schuldirektor in Charlottenburg.

Comenius besass nicht die Eitelkeit, neue Wörter zu erfinden und mit ihrer Hülfe den Titeln seiner Bücher einen besonderen Reiz zu verleihen; vielmehr benutzte er gern solche Benennungen, die er bereits als bekannt vorfand, selbst wenn er mit seinen Bestrebungen sich in einen Gegensatz zu seinen Vorgängern stellte.

So erzählt er selbst in seiner „Conatum Pansophicorum Dilucidatio“, er habe seine „Janua Linguarum Reserata“ nach dem Beispiele der „Hibernischen Väter“ benannt (exemplo eorum a quibus occasio fuit, Patrum Hibernorum Salmantici in Hispania Collegii; Opera didact. omnia, I, p. 458).

Auch den Namen „Pansophia“ hat er vorgefunden und übernommen. Er sagt in derselben Schrift gleich nachher: Prodiit interim (d. h. während er den Plan einer „Janua Rerum“ erwog) sub PANSOPHIÆ titulo D. Petri Laurenbergii Artium Encyclopaedia: quam cum avidissime acquisitam lustrarem, titulique amplitudini non respondere viderem: (Nihil enim ibi de Sapientiae verae objecto, imo & fonte, CHRISTO; nihil de Vita futuri seculi, ad quam qui sapit, is demum sapit, via, & similibus;) putabam occasionem dari desiderata supplendi: ut quaecunque in Scholis Christianis doceri & disci opus est, fasciculo collecta haberemus: & quidem methodo, quae omnia illa Juventuti *brevius, verius, melius*, hoc est, ad fines vitae praesentis & futurae accommodatius, instillaret (a. a. O.)

Etwas weiterhin in derselben Schrift nennt er Lauremberg noch einmal und daneben Alsted, aber beide als solche, deren Beispiel er in Bezug auf die Bedeutung des Namens nicht folge. Er sagt: Dicendum jam est, cur non *Sapientiam* simpliciter, sed *Omnisapientiam*, seu Universalem Sapientiam (Graece rotundius *Pansophiam*) appellitemus. Non exempla praetendam (ut Laurenbergii, & Alstedii, qui commendat quinque genera τῶν γνωστῶν illi, qui πανεπιστήμων καὶ πάνσοφος fieri & dici velit, Archilogias cap. I.). Nobis stat ratio nostra, eaque triplex: desumpta a subjecto, objecto, & modo docendae hinc Sapientiae (a. a. O. p. 466).

Das Buch Laurembergs, worauf hier Bezug genommen wird, war 1633 erschienen unter folgendem Titel: Petri Laurenbergii Rostochiensis Pansophia, sive Paedia Philosophica: Instructio generalis, accurata, & solida, ad cognoscendum ambitum omnium

Disciplinarum, quas humanae mentis industria excogitavit: Adjecta liberalium plaeerarumque, nonnullarum etiam Illiberalium constitutione. Omnia ad methodum Aristotelicam. Rostochii, Litteris Joachimi Pedani, Acad. Typ. Sumptibus Johann. Hallervordi, ibid. Bibliopolae. Anno M. DC. XXXIII. (Kl. 8^o, 120 S., wobei Titel und Index am Schluss mitgezählt sind). Es müssen mehrere Ausgaben gefolgt sein, denn eine spätere von 1638, genau mit demselben Titel, hat den Zusatz: „Editio priorib. correctior & auctior“; der Verleger ist derselbe, der Drucker ein anderer (Litteris Richelianis); die Seitenzahl ist die gleiche, aber der Satz enger.

Das Buch zerfällt in drei Abschnitte. Der erste hat die Überschrift „Methodus Tractandarum Artium“, und es folgen nach einer längeren Auseinandersetzung über I. Subjectum. II. Finis. III. Instrumenta nach einander: Grammatica, Poetica, Rhetorica, Logica, Mnemonica, Medicina, Chemica, Plastica, Architectonica (S. 10—64.) Der zweite Abschnitt heisst Methodus tractandarum disciplinarum Practicarum, und darin erscheinen der Reihe nach: Ethica, Politica, Oeconomica, Theologia, Jurisprudentia (S. 65—80). Im dritten Abschnitt, Methodus Constituendarum Scientiarum genannt, erscheinen nach einer Einleitung über Subjectum, Principia, Affectiones zuerst Physica und Metaphysica, sodann die Scientiae Mathematicae: I. Arithmetica, II. Geometria, III. Statica, IV. Musica, V. Astronomia, VI. Astrologia, VII. Geographia, VIII. Optica, IX. Geodesia. Die spätere Auflage von 1638 stellt im ersten Abschnitte die Pharmaceutica und Cheirurgia als selbständige Kapitelchen auf und schaltet im dritten Abschnitte zwischen Musica und Astronomia die Spaerographia ein.

Der Gesamtinhalt des Buches ist weiter nichts als eine zusammengedrängte Übersicht über das, was in den Encyclopädien jener Zeit dargeboten zu werden pflegte; man kann sich daher nicht wundern, dass Comenius, den der Titel „Pansophia“ mit grossen Erwartungen erfüllt hatte (quam cum avidissime acquisitam lustrarem), nach näherer Einsicht sehr enttäuscht war. Aber der Name „Pansophia“ gefiel ihm, und er wählte denselben nun für seine geplante „Janua Rerum“.

Bei Alsted fand Comenius nicht das Hauptwort „Pansophia“, sondern nur das altbekannte Eigenschaftswort *πάνσοφος*, das schon in der altgriechischen Litteratur und später z. B. bei Philo von Alexandria vorkommt, bei dem auch Gott *πάνσοφος* genannt wird. Die Stelle Alsteds findet sich in seiner „Scientiarum Omnium Encyclopaedia“ (Herborn 1630, Vol. I, Lib. III, Archilogia Cap. I, p. 73).

Dass und wie Comenius den Begriff „Pansophia“ erweiterte, muss ich hier als bekannt voraussetzen und verweise auf seine Ausführungen in dem „Pansophiae Praeludium“ (Op. did. om. I, p. 403—454) sowie in der schon genannten „Conatuum Pansophicorum Dilucidatio“ (a. a. O. p. 457—482). Seine „Pansophia“ nennt er ausdrücklich eine „Pansophia Christiana“ und kennzeichnet sie in folgender Weise (a. a. O. p. 423):

Pansophiam dico, quae sit viva Universi imago, sibi ipsi undique cohaerens, seipsam undique vegetans, seipsam undique fructu opplens; Hoc est, (ut ad prius positas metas respiciam) Pansophiae librum cupimus constitui qui sit

- I. *Universae Eruditionis Breviarium solidum.*
- II. *Intellectus humani Fax lucida.*
- III. *Veritatis rerum Norma stabilis.*
- IV. *Negotiorum vitae Tabulatura certa.*
- V. *Ad Deum ipsum Scala beata.*

Und in der „Dilucidatio“ sagt er (a. a. O. p. 458):

Scopus enim fuit (ut id repetam obiter) conficere epitomen librorum Dei, *Naturae, Scripturae, Conscientiaeque humanae*: ut, Quidquid Rerum est, hinc unâ continuâ serie descriptum haberetur: Quidquid divinarum Revelationum exstat, hinc illustrandis Rebus adhiberetur: Quidquid communium notionum Menti humanae innascitur, hinc in suos usus digereretur.

Hervorheben will ich daneben nur noch, dass Comenius auch einige Male den lateinischen Namen „Omni-Scientia“ anwendet, aber schliesslich doch dem griechischen „Pansophia“ den Vorzug giebt (Graece rotundius *Pansophiam*; vgl. oben). Von weiteren Einzelheiten sehe ich hier ab und gebe nunmehr eine Zusammenstellung der Beispiele für das Vorkommen des Wortes „Pansophia“, die ich zur Zeit zur Verfügung habe. Es ist besonders die sogenannte Rosenkreuzerlitteratur, die hier in Betracht kommt. Ich gebe die Übersicht nach der Zeitfolge der Schriften, in denen ich bis jetzt das Wort gefunden habe, wobei ich aber eine Bürgschaft der Vollständigkeit selbstverständlich nicht übernehmen kann.

1616. In diesem Jahre erschien bei Bringer in Frankfurt a. M. ein kleines Sammelheft von Rosenkreuzerschriften unter dem Titel: *Judicia Clarissimorum Aliquot Ac Doctissimorum Virorum, Locorum Intervallis Dissitorum, grauissima, de Statu & Religione Fraternitatis celebratissimae de Rosea Cruce*. Das erste Stück hat die Überschrift: *Evlogistia è symbolo Patris primarij Ordinis de Rosea Cruce: Jhesus Mihi Omnia: deducta, qua non solum exploratur, sed etiam quadantenus exprimitur, cuiusnam sint religionis hujus Ordinis Fratres: Scripta à Christiano Philadelpho Πανοσοφίας amatore.*¹⁾ Das Wort „Pansophia“ kommt sonst in dem ganzen Hefte nicht weiter vor.

1617. *Sub umbra alarum tuarum Jehova. Pandora Sextae Aetatis, sive Speculum Gratiae* Das ist: Die ganze Kunst und Wissenschaft der von Gott Hocherleuchten Fraternitet Christiani Rosenkreuz, wie fern sich dieselbe erstreckt, auff was weiß sie füglich erlangt, und zur Leibs und Seelen gesundheit von uns möge genußt werden wider etliche deroßelben Calumnianten. Allen der Universal Weißheit und Götffichen

¹⁾ Ähnlich nennt sich der Verfasser des Buches „Speck auff der Fall,“ S. Mundus Christophori F., „Theosophiae ac Pansophiae amantem“ (1618).

Magnalia waren liebhabern, treuherziger meynung entdekt Durch Theophilum Schweighart Constantiensem, Pansophiae Studiosum. M DC XVII. *Da Me nosse Deus mihi, da Te nosse Triunum! Da bona per Jesum, Flamine pelle mala.* Cum Privilegio Dei & naturae in ewigfeit nicht umbzuftoßen. — In der an die Bruderschaft gerichteten Widmung (S. 1—4) heisst es gegen das Ende hin: „Und hat mich hierzu (die Schrift zu verfassen) noch mehrers bewegt, die vilfältige adhortationes unnd bitt etlicher guter Freund und Pansophiæ studiosorum, jhnen eine kurtze ideam und conterfeth der general Weissheit zu adumbriren: Denen ich dann hiemit, pro virium permissu wille gewillfart haben“ (S. 4). Hinter der Widmung folgt nach der Überschrift „Pandora Artis Rhodo-Stauroticae“ zuerst eine „Vorrede“ (S. 5—8), sodann „Das Erste Capitel. Theosophia. Von der erkanntnuss Gottes und seiner Wunderwerck“ (S. 9—11) und darin die Worte: „diss ist das erste und fürnembste Meisterstück auss unserer Pandorbüchs, welches ich allen Pansophiæ studiosis zu günstigem wolgefallen, dir aber Autophile zum spot und trotz, etwas weitleufftiger will expliciren“ (S. 9). Darauf kommt „Das Ander Capitel. Von der erkanntnuss seiner selber“ (S. 11—13), worin das Wort „Pansophia“ nicht begegnet; ferner: „Das dritte Capitel. Wie beede Cognitiones in ein Pansophische Concordantz zuschliessen“ (S. 13—15), worin der Leser ermahnt wird, das *εργον* der Gotteseckentnis und das *παρεργον* der Selbsterckentnis in richtiger Weise zu vereinigen: wer es versteht, ist ein Bruder des Hochlöblichen Ordens vom Rosencreutz; zuletzt heisst es: „Du aber unzeitiger Calumniant, hastu etwas auss meiner Büchsen gelernet, so behalts ad usum, wo nicht, so accusier nit mich, der ich pansophisch mit dir geredet, ohne dein eygenliebe spitzfündige unweissheit. Vale & boni consule“ (S. 15). Zum Schluss folgt noch ein „Aenigma Philosophicum“ über den Namen des Verfassers, dessen Lösung den Namen „Daniel“ ergiebt.

1617. Fortalitiun Scientiae, Daß ist: Die unfehlbare vollkommeliche, unerfchätliche Kunst aller Künsten und magnalien; welche allen würdigen, tugendhafften Pansophiae studiosis die glormwürdige, hocherleuchte Bruderschaft deß Rosencreußeß zu eröffnen, gefandt. etc. etc. Anno M DC XVII. Am Schluss unterzeichnet Irenaeus Agnostus C. W. ejusdem Fraternitatis per Germaniam indignus Notarius, und dann folgen noch ein lateinischer und zwei deutsche Briefe des F. G. Menapius. — In dieser Schrift ist wie in den meisten, die von Irenaeus Agnostus ausgegangen sind (ich kenne deren 13), vorzugsweise von chymischen und medizinishen Dingen die Rede, darum wird die „Pansophia“ auch auf solche Sachen bezogen, und es heisst an einer Stelle: „Eben also ein praeservierende Artzney, so den Menschen in einem rühigen, guten, wolfahrigen Leben uff etlich hundert Jahr lang erhalten soll, muss an jhr selbst fast werhafft und bestendig sein. Derhalben so wir jungen Leuten die Jugend fristen, und progieren, in den Alten betagten aber das Humidum radicale unnd

Calorem nativum widerumb erstatten, und in die Haar conservieren, so erwehlen wir darzu die aller wenigst zerstörlich substantz, so unterhalb der Sphaeren dess Mondts gefunden werden mag, und bereitens ductu Pansophiae zu einer Medicin und lieblicher, süsser Speiss, solcher gestalt, wo mans durch den Mund innerhalb in Leib nimbt, das sie gantz schnell, und urplötzlich den ganzen Menschlichen Körper durchdringet, und denselben von aller corruption und gebrechlichkeit befreyet“ (Bl. A vi).

1617. Jhesus Nobis Omnia! Rosa Florescens, contra F. G. Menapii calumnias. Das ist: Kurzer Bericht und Widerantwort, auff die sub dato 3 Junii 1617 ex agro Norico in Latein, und dann folgenden den 15 Julii obgedachtes Jahrs Teutsch publicirte unbedachte calumnias, F. G. Menapii, Wider die Rosencreutzische Societet. Auß einfältigem eyffer gestellet Durch Florentinum de Valentia ord. benedicti minimum clientem. M DC XVII. — Fälschlich wird Johann Valentin Andreae vielfach als Verfasser dieser Schrift angesehen, sie rührt vielmehr nach den Entgegnungen der Zeitgenossen von Theophilus Schweighart her, wozu die ganze Darstellungsweise auch ganz gut stimmt. Das Wort „Pansophia“ finde ich zweimal in dieser Schrift; einmal gleich auf der ersten Seite, wo es heisst, Fridericus G. mit dem Zunamen Menapius habe „unterschiedliche Missiv oder Sendschreiben . . . divulgirt: darinn er zwar, unter dem schein und vorschub einer Epistel, nichts anders practicirt, als wie die von ihm noch ohnerkannte der Löblichen RosenCreutzische Gesellschaft hochgebenedeyte Pansophia möchte reprimirt und in verdacht genommen, entgegen aber sein Authoris hochprächtige erudition (die zwar, als mir bewust, nit zu verachten, da sie nit missbraucht) männiglich bekannt und eröffnet werden.“ Der Verfasser verteidigt die Brüderschaft gegen Menapius und kommt dabei auf die Wirksamkeit des im Menschen wohnenden Geistes der Weisheit zu sprechen, „das Buch dess lebens, das doch mit dem finger Gottes eingeschrieben ist in aller Menschen hertzen.“ Dazu führt er aus der Weisheit Salomonis eine Stelle des 7. Kapitels (v. 15—25) wörtlich an und fährt dann fort: „Diss ist das Buch dess Lebens, der Geist, die weissheit, ja Gott und sein Reich selber im Menschen, dannenhero Lucę 17. Dass Reich Gottes kompt nicht mit cusserlichen geberden, denn sehet, das Reich ist inwendig in euch. Item 1. Corinth. 4. Dass Reich Gottes stehet nicht in Worten, sondern in der Krafft. Und dieses ist das Ergon Fratrum, das vorwerck Regnum Dei, und die höchste wissenschaft, von ihnen genand Pansophia“ (Bl. C). Diese letzte Behauptung ist nun freilich ein Irrtum, denn in den Grundschriften der vorgeblichen Rosenkreuzer, der „Fama“ und „Confessio“, kommt das Wort „Pansophia“ noch gar nicht vor; da aber Florentinus de Valentia das von Irenaeus Agnostus herausgegebene „Fortalitium Scientiae“, in dem der Ausdruck „Pansophia“ zweimal gebraucht wird, als echte Rosenkreuzerschrift gelten lässt, so mag er seine Behauptung darauf gegründet haben.

Was er übrigens unter dem Begriffe sich dachte, stimmt in der That gut mit dem, was wir bei Theophilus Schweighart fanden; er sagt nämlich gegen das Ende hin: „Schau nun, mein lieber Menapi, was sey der RosenCreutzer vorhaben, nemblich Gott und dem nechsten nach innersten vermögen zu dienen, die Natur zu entdecken, und derselben secreta zu Christglaubigen nutzen, und Göttliches Namens ehr, ewiger glori und preiss zu gebrauchen. Hie ist es alles in allem, sonst wissens nichts, sonst trachtens nichts, sonst wollens nichts“ (Bl. C v).

1617. D. O. M. A. Crux absque Cruce: Das ist: Wol-
vermeynte Defension, deren inter Mundi calumnias blühenden Teutschen
Gesellschaft ad. S. Sanctum Genannt Vom Rosencreutz. Auctore Vito
del capo dela bona speranza. Non nobis Domine, non nobis, sed
nomini tuo da gloriam. M. DC. XVII. — Der Verfasser hat, wie er
sagt, erst die Bruderschaft falsch beurteilt und verurteilt, jetzt will er
sie aber in Schutz nehmen und dankt ihnen, dass sie ihre „Pan-
sophische Fundamenta, wie gering sie auch jimmer sein möchten,
entdeckt, die Famam confessionem und andere Schrifften zum theil
explicirt, zum theil ferner nachforschung, anlass, und gelegenheit
geben haben“ (Bl. ℔iiij). Auch das von Theophilus Schweighart
eingeführte Wort „Rhodo-stauroticus“ benutzt unser Verfasser,
indem er die Lehren der Rosenkreuzer „Dogmata Rhodo-stau-
rotica“ nennt (Bl. ℔v).

1618. Pegasus Firmamenti. Sive Introductio brevis in Ve-
terum Sapientiam, quae olim ab Aegyptijs & Persis Magia; hodie
vero a Venerabili Fraternitate Roseae crucis Pansophia recte
vocatur, in Piae ac Studiosae Iuventutis gratiam conscripta a Josepho
Stellato, Secretioris Philosophiae alumno. Cum gratia Apollinis &
Privilegio Musarum Peculiari. Anno M. DC. XVIII. — Am Schluss
der Vorrede steht: „E meo Musaeo Pansophis notissimo“. Im
Text begegnet öfter der Ausdruck „Pansophiae studiosi“, den
wir aus der „Pandora Sextae Aetatis“ und dem „Fortalium Scien-
tiae“ bereits kennen; der Verfasser nennt diese und andre Rosen-
kreuzerschriften ausdrücklich, namentlich auch die „Nuptiae Chymicae“
d. i. die „Chymische Hochzeit“ des Johann Valentin Andreaë,
die 1616 erschienen war. Stellatus behandelt die Sache besonders
in chymischer und magischer Beziehung und fasst demgemäss den
Begriff der „Pansophia“ auch mehr in diesem Sinne. Im ersten
Kapitel handelt er „De triplici Philosophorum genere in scholis
modernis“ und unterscheidet eine „terna Philosophorum secta“, nämlich
„Peripatetica, Ramea, Theophrastea“; der letzteren Klasse, den „Pa-
racelsistae“, wie sie auch heissen, teilt er die Rosenkreuzer zu, die
„Venèrandi Fratres R. C. Pansophiae perfectum circulum dignis
offerentes“ (Bl. A 6). Hier und an einer Reihe anderer Stellen
fasst er unter dem Namen „Pansophia“ die Gesamtheit der Geheim-
wissensschaften jener Zeit zusammen; ich habe acht Beispiele davon
angemerkt, abgesehen von dem viermaligen Ausdruck „Pansophiae

studiosi“. Sodann spricht er auch von der „Confessione Rhodostaurotica“ (Bl. D 7) und der „Fama Rhodostaurotica“ (Bl. F 4).

1618. Sub umbra alarum tuarum, Jehovah! Speculum Sopicum Rhodo-Stauroticum Das ist: Weitläuffige Entdeckung des Collegij vnd axiomatum von der sonderu erleuchten Fraternitet Christ-RosenCreutz: allen der wahren Weißheit Begirigen Exspectanten zu fernerer Nachrichtung, den unverständigen Zoilis aber zur unaußlöschlicher Schandt vnd Spott. Durch Theophilum Schweighardt Constantiensem. Cum privilegio Dei & naturae, in ewigkeit nicht vmbzustoßen. 1618. — Auf dem Titelblatt befinden sich allerlei Bilder, Verzierungen und Inschriften, die ich hier nicht weiter berücksichtigen kann. Auch in dieser Schrift begegnen Ausdrücke wie „Pansophiae studiosis“, „auscultationibus meis Pansophicis“, „Pansophica studia“. Sie enthält nach einer Vorrede drei Kapitel. Über dem ersten steht: „Speculi Sopicum Universalis Caput I. Kurtze doch gründliche Beschreibung dess Collegij, der von Gott Hoherleuchten Fraternitet vom RosenCreutz“ (S. 7—11). Dann kommt „Caput II. Ergon et Parergon Fraternitatis typice adumbratae“ (S. 11—13); zuletzt: „Caput III. Spiegel der Kunst unnd Natur, tam Naturantis, quam Naturatae die gantze Wissenschaft der Brüderschafft“ (S. 14—22). Im ersten Kapitel kommt das Wort „Pansophia“ nicht vor. Im zweiten erwähnt der Verfasser einen „Pansophischen globum“, in den nach der Meinung der Rosenkreuzer das Übereinstimmende der bisherigen philosophischen Schriftsteller zu einem „centrum veritatis“ in verbesserter Gestalt zusammengebracht werden solle; wer ohne Gottes Hülfe aus sich selbst etwas zu lernen sich getraue, der gehe bald „ein Staffel jrr von der rechten Pansophischen general Strassen“ (S. 11 f.). Im dritten nennt er den, der redlich zu lernen strebt, einen „Philopansophus“, und sagt nach einigen einleitenden Bemerkungen, an die sich ein Gebet um Gottes Beistand knüpft, Folgendes: Incipit foeliciter Pansophia Rhodo-Staurotica. Durch Gott den Allmächtigen von Ewigkeit der Welt hero fundirt, und den Saeculi Benedicti filijs gnedigst vorbehalten. Arrige, Arrige, Aures! Wer Ohren hat zu hören, der höre, Wer Augen hat zu sehen, der sehe, Wer Zungen hat zu reden, der rede, Und spreche auss die Allmächtigkeit des Allerhöchsten!“ (S. 15 f.) Dann werden die Verse 1—5 vom 1. Kapitel des Evangeliums Johannis angeführt, mit dem Zusatze, dieses Wort sei „das erste, dass von Ewigkeit hero gewest ist, und wider in Ewigkeit bleiben wirt“, es sei „die Sonn, das ewige Trinum perfectum, sacratissima monas triade ligata in der obern Sphaer: Von diesem ist das Leben, die Liechkunst und Wissenschaft aller Ding, so viel dem Menschen in diesem Leben zu erkündigen vergönnet, summa dieses ist der Hochgebenedeyte Gott Jehouah der erste Schöpffer, anfang, fons & origo aller Creaturn, und Magnalien“ (S. 16). Weiterhin heisst es: „Wir sprich ich sollen die lange Zeit verborgene Füncklein Göttlicher Allmacht, und so viel hundert Jahr hero ver-

steckte Pansophische Concordantzen mit ernst, und Christlichem Eyffer herfür suchen, und nicht alleweil als Leibeygne Menschlichen opinionibus maiori ex parte erroneis geschworen bleyben“ (S. 17). Die Studien seien jetzt übel beschaffen durch unnütze Zänkereien, man kümmer sich zu wenig um die Natur, aber er will nicht alles verwerfen: „Ich verbiete darumb weder Aristotelem, Hypocratem, Ramum, Paracelsum oder dergleichen, sonder allein wo sie irren, wil ich nicht, dass man in solle beyfallen, sonder solchen Irthumb mit dem Liecht der Natur vermittelst Göttlicher Hilff corrigieren: Hierin steckt der erste anfang Pansophischer Weissheit: Sprichstu wer lehrt mich solche Correction? Antwort, wilt und begehrtu guthertziger trewer Leut Rath hierinnen zu folgen, so liss diese unsere Pansophiam Rhodo-staurotica, breviter adumbratam mit fleiss zum öfftern, welche ferners also lautet. Gott der Allmächtig, nach dem er wie gemelt, im Anfang Himmel Erden, und all Creaturen erschaffen, selbige des Menschens (als seines Ebenbildts) Herrschafft undergeben, und jme so wol, als dem gantzen vniuerso nach künftiger Perfection getracht, hat er allen und jeden Geschöpfen ein verborgene Göttliche wirkende Krafft implantiert, und vereiniget, vermittelst welcher alle Creatur jr Wesen und Zunehmen möchten erhalten, dieses wirt genant die Natur, ein Regul und Richtschnur aller Künst, ein Dienerin Gottes, und Meysterin aller Menschlichen Artificien, ein Mutter omnium animalium, vegetabilium und mineralium, ein heller Schein Göttlicher Flammen“ (S. 17). Diese Natur verstehe der Mensch durch seine ihm von Gott verliehene Vernunft, die Natur wirke durch vier „Famulas“ oder „Materien“ oder „Elemente“, nämlich Feuer, Luft, Wasser, Erde, die zusammen, wie er aus den „zwölff Chymischen Tractätlein“, die ein nicht geringer Vorschub seiner Pansophischen Studien gewesen, gelernt habe, aus sich ein „sperma oder Saamen“ gebären; dies sei die Sonne, und aus ihr habe alles „secundario“ seinen Ursprung. Dieses sperma teile seine Geschöpfe in drei Reiche: animale, vegetabile, minerale, alles aber komme endlich im Menschen „als in einem centro und Ebenbildt Gottes“ zusammen, „Nam omnia ab uno, omnia ad unum“, daher entspringe das „Nosce te ipsum“, und wer das erreiche, komme „zur Pansophischen Perfection“. Dieses wird dann weiter ausgeführt, wobei wieder das Ergon und Parergon ihre Rolle spielen, und endlich sagt der Verfasser: „Schaw lieber Christ, dieses ist und heyst Pansophia Rhodo-staurotica, dieses ist dess Menschens höchste Perfection in dieser Welt, darinnen (wie gemelt) alle Schätz, Reichthumb, unnd Geschicklichkeit verborgen, ausser welchen nichts, ohne welches nichts auff dem gantzen Erdboden, alle Theologische Geschicklichkeit Geistlichkeit, alle Juristische Gerechtigkeit, alle Medicinische Heylsamkeit, alle Mathematische Subtligkeit, alle Ethische, Politische, Oeconomische Practick, alle Metaphysische, Logische, Rhetorische, Grammaticalische Spitzfindigkeit, In summa alles das, so der Mensch reden und gedencen mag, ist hierinnen begriffen“ (S. 20). Dann

empfiehlt er denen, die mit dem Ergon (der Sorge für das Seelenheil) Ernst machen wollen, die Werke des Thomas a Kempis und meint, wer sein Leben darnach einrichte, bei dem würde sich, sei es schriftlich oder mündlich, bald „ein Frater oder dergleichen mit dem Parergon“ efinden. Zur weiteren Unterweisung ist eine „figura calicis“ und eine „Arbor Pansophiae“ beigegeben. Die erstere stellt einen Becher dar, auf dem sich die angegebenen Dinge, durch Linien verbunden, aufbauen, ganz oben eine geflügelte Sonnenscheibe mit dem Worte יהוה_† darin. Die „Arbor Pansophiae“ sieht also aus:

A R B O R P A N S O P H I A E .

Primum Ens est

יהוה_†

Alterum

N A T U R A .

Tertium

E L E M E N T A

Quartum

S P E R M A .

Quintum

Regnum Naturae Triplex

M I N E R A L E ,

V E G E T A B I L E ,

A N I M A L E .

Cuius & Reliquorum omnium Perfectio

M I C R O — C O S M V S

H O M O .

Huius ratio omnes scientias & artes comprehendens

est imago & Typus sacratus; cu-

ius Archetypus

יהוה_†

Ens vltimum

Z

A — & — Ω

⌒

Die „figura calicis“ zeigt folgende Ordnung: An die geflügelte Sonnenscheibe schliesst sich nach unten unmittelbar ein Kreis mit der Inschrift Natura, der Mittelpunkt desselben ist mit dem der Sonne

durch eine gerade Linie verbunden, ausserdem gehen von dem Mittelpunkte der Sonne noch zwei Linien aus, die den Kreis Natura als Tangenten berühren. Unterhalb dieses Kreises befinden sich wagerecht neben einander vier etwas kleinere Kreise mit den Inschriften Ignis, Terra, Aqua, Aer (so von links nach rechts); vom Mittelpunkte von Ignis geht eine gerade Linie durch die Mittelpunkte von Terra und Aqua bis zum Mittelpunkte von Aer, ausserdem geht je eine gerade Linie von dem Mittelpunkte des Kreises Natura nach den Mittelpunkten der vier Kreise. Unterhalb von Ignis steht ein etwas grösserer Kreis mit einem Baume darin und der Inschrift Vegetabile, unterhalb von Aer steht ein ebensolcher Kreis mit einem Stein und der Inschrift Minerale. Etwas tiefer zwischen beiden Kreisen steht wieder eine grössere Sonne, so dass deren obere Hälfte in den Zwischenraum hineinreicht, die untere aber tiefer liegt. Gleich an diese Sonne schliesst sich nach unten ein Kreis von der Grösse wie Vegetabile und Minerale, in demselben steht mit ausgebreiteten Armen und Beinen ein nackter Mann, daneben die Inschrift Micro-cosmus. Die drei Kreise der Naturreiche bilden so mit den geraden Verbindungslinien ihrer Mittelpunkte ein gleichseitiges Dreieck um die Sonne, ausserdem gehen vier gerade Linien von den Mittelpunkten der vier Elemente nach dem Mittelpunkte der Sonne, so dass hierdurch auch Verbindungen zwischen dem Mittelpunkte des Kreises Natura und dem Mittelpunkte der unteren Sonne hergestellt werden; den Mittelpunkt des Kreises Microcosmus bildet der Nabel des Mannes, und dieser Kreis steht unmittelbar auf dem Becher. Zwischen der geflügelten Sonnenscheibe oben und dem Kreise Natura stehen die Worte Omnia (links) — Ab Uno (rechts), zu beiden Seiten der unteren Sonne die Worte Omnia (links) — Ad Unum (rechts); zu beiden Seiten des unteren Teiles des Kreises Microcosmus steht das Wort Ti — Bi, die erste Silbe links, die zweite rechts; zu beiden Seiten des Bechers oberhalb des Fusses stehen noch die Wörter Veritas (links) — Simplex (rechts). In der unteren Sonne dieselben Buchstaben wie unten an der „Arbor Pansophiae“, nämlich

Z
A Ω
□

Diese vier Buchstaben ergeben auch das Wort „Azoth“, das als arabischer Name des Quecksilbers in der Chymia eine grosse Rolle spielt. Das Wort „Tibi“ erklärt sich aus dem Satze „Tibi יהוה Non Nobis“, der am Schluss des Buches steht und die demütige Unterordnung des Geschöpfes unter den Schöpfer bedeuten soll. Die Aussprüche „Omnia ab Uno“ und „Omnia ad Unum“ wurden in dem obigen Auszuge berührt. Die „zwölf Chymischen Tractätlein“ haben folgenden Titel: Von dem Rechten wahren Philosophischen Stein Zwölf Tractätlin in einem Wrecklin verfasset vnd begriffen, in dem derselbig, sampt seiner bereitung, auss dem Vrsprung der

Natur, auch erfahner Handarbeit, Also hell vnd klar, neben einer Parabolischen Erklärung der gantzen Kunst, vor Augen gestellt würd: das der, so es hierauss nicht ergreifen kan, sich wol, zu vermeidung seines schadens vnd verderbens, mit gutem getrewen Raht, der Nachforschung dieser Edlen Kunst, mit guten Ehren ent schlagen mag. Anfenglichs von eim Hochgelehrten Philosopho Lateinisch beschrieben, vnd an jetzo zu nutz vnd frommen der Lehr vnd Weissheit gehorsamen Kindern vnd Liebhabern dieser Edlen hochberümbten Kunst, Durch einen Vnbenanten ins Teutsch vbergesetzt. *O quam profunda est Sapientia Dei, & abscondita à filiis Mundi. Internè quærendum quod oculis non conspicitur externis.* Gedruckt zu Strassburg, In verlegung Lazari Zetzners Buchhändlers. Anno cIdo Ioc VI. — Am Ende der Vorrede steht der Satz: „Die Einfalt ist der Wahrheit Sigill“, und der mag zu den Worten „Veritas — Simplex“ am Becher der „figura calicis“ Anlass gegeben haben.

1619. *Naturae Sanctuarium: Quod est, Physica Hermetica.* In Studiosorum Sincerioris Philosophiae gratiam, ad promouendam rerum naturalium veritatem, methodo perspicua & admirandorum Secretorum in Naturae abysso latentium Philosophica explicatione decenter in vndecim libris tractata ab Henrico Nollio etc. Sub Finem Duæ Appendices, quarum I. *Pansophiae fundamentum*, & II. *Philosophiam Hermeticam de lapide Philosophorum* quatuor tractatibus antehac editis, iam vero recognitis & auctis comprehensam explicat, annexæ sunt. etc. Francofurti Typis Nicolai Hoffmanni, sumptibus Ionæ Rosæ. M. DC XIX. — Der erste Auhang ist überschrieben: *Pansophiae Fundamentum*; Theosophiae et secretioris Philosophiae Studiosis monstratum ab Henrico Nollio. Dann folgt eine „Admonitio“, die also lautet: Harmonia rerum superiorum & inferiorum si tibi, beneuole Lector nota fuerit, atque ex ea tam theosophice, quam physice Pansophiae (quæ est rerum superiorum & inferiorum ex infallibili harmonia scientia) fundamentum oblatum intellexeris, ea quæ in Naturae gremio inuoluta habentur, & quæ è Dei sinu à Christo nobis proponuntur arcana, tibi vno intuitu patescunt. — In dem Stück selbst, das nur 6 Seiten umfasst, werden einander entgegen gestellt ein „Summum Ens“ oder „Ens Summum“ und ein „Ens Infimum“, zwischen beiden stehen die „Entia Intermedia“. Den beiden ersteren entsprechen das „Primum Ens“ und das „Ens ultimum“ bei Schweighart. Das „Summum Ens“ ist „solus & unicus ille Deus, qui omnia verbo suo creauit, & Spiritu oris sui sapienter disposuit, vt inde in mundum anima, vita, viror & vigor dimanauerint“, das „Ens infimum“ dagegen ist „Ens nigrius nigro, abyssus tenebrarum, Nihilo potius quam Enti propinquum, omnis imperfectionis radix, nihil lucis in se actu gerens“ (vgl. S. 691 u. 694).

1619. *Thesaurus Fidei.* Das ist: Ein notwendiger Bericht, vund Berwarnung an die Novitios, oder junge angehende Discipel, welche von der hochlöblichen gefegneten Fraternitet deß Rosenkreuzes auff- und

angenommen: Daß sie im Glauben gegen Gott, Liebe dem Nächsten, Gedult, und Sanftmut der Fraternitet biß ans Ende verharren, und die Laster hingegen fliehen sollen, wo fern sie anders nicht widerumb verstoßen, auß dem Buch der glückseligen, erwehltten, bestätigten Pansophiae Studiosorum außgeleßt zu werden, und also zeitlichen und ewigen Spot und Hohn zu Lohn zu bekommen begeren. Anno M DC XIX. — Der Verfasser ist Irenaeus Agnostus, wie die Unterschrift am Ende zeigt. Das Wort „Pansophia“ habe ich in dem Buche selbst nicht gefunden.

1620. Frauen Zimmer der Schwestern Des Rosinfarben Creuzes. Das ist, Kurze entdeckung von der beschaffenheit dieses Frauen Zimmers, was für Religion, wissenschaft, Gottlicher und natürlicher Dinge, was für Handverden, Kunst, arney, neue inventiones, Geistreiche und liebliche ubungen, etc. drinnen zu finden sein. Alles zu dem Ende, das andere hohes und nidriges standes Weißbilder, welche diesem Frauen Zimmer noch nicht einverliebet, zu dem selben angelocket und eingeleitet mogen werden. Auß Sonderbahren geheiß, der durchleugtigster und H. Frauen Sophiae Christinae, Gubernantin dieses Frauen Zimmers, in truch verfertigt. Durch Famaugustam FrancoAlemannicam. Getruet zu Barthepopolis, Im Jaar, 1620. — In dieser etwas seltsamen Schrift wird das Wort „Pansophia“ angewendet auf die Kenntnis der fünf Hauptstücke des christlichen Glaubens, da in ihnen, die auch „ars artium“ und „scientia scientiarum“ genannt werden, alles Wissen und Können einbegriffen sei (Bl. B ij).

Das sind die Beispiele für das Wort „Pansophia“, die ich mir bisher angemerkt habe; es wäre mir lieb, von anderen Seiten Ergänzungen beigetragen zu sehen, wie ich selbst solche mitteilen werde, sobald ich mehr gefunden habe. Aber schon der hier nachgewiesene Gebrauch des Wortes läßt zur Genüge erkennen, dass gerade die Rosenkruzerbewegung einen Hauptantheil an der Einführung desselben hat, und so erklärt es sich denn von selbst, dass der Theologe Zacharias Theobald, dessen „Warnungsschreiben vor den alten Widertäufern und neuen Schwärmern“ Keller erwähnt (Monatshefte der C.G., Mai-Juni 1895, S. 155, Anm. 3), „Rosenkruzer oder Pansophisten“ nebeneinander stellt.

Kleinere Mitteilungen.

Zur Erinnerung an Daniel Sudermann,

geb. 1550 Febr. 24, gest. 1632 (?).

Daniel Sudermann ist heute fast nur in den Kreisen derjenigen Gelehrten bekannt, die sich mit der Geschichte des deutschen Kirchenliedes beschäftigen.¹⁾ Aber er verdient auch deren Beachtung in hohem Masse, die die religiöse Entwicklung des deutschen Volkes und der älteren deutschen Theologie zu verstehen suchen.

Sudermann war am 24. Februar 1550 zu Lüttich geboren. Der Vater war Maler und Kupferstecher und war unter dem Namen Lambertus Suavius an vielen Orten thätig. Daniel lernte den Beruf des Vaters, übte aber frühzeitig auch die Dichtkunst. Er gewann hierdurch eine Beziehung zu Kaiser Maximilian II. Im Jahre 1580 war Daniel Sudermann in Lüttich thätig, 1583 Erzieher in dem Hause eines Grafen von Helfenstein, wo er zu Justingen einen Kreis von Anhängern Schwenckfelds vorfand. Im Jahre 1585 fand er eine Anstellung in Strassburg; zehn Jahre später besuchte er Antwerpen, kehrte aber nach Strassburg zu dauerndem Aufenthalt zurück, wo er um 1632 gestorben ist.

Er war als Liederdichter ausserordentlich fruchtbar. F. H. Schneider kannte im Jahre 1857 435 gedruckte Lieder von ihm. Die Wahlsprüche seiner fürstlichen Gönner machte er gern zum Gegenstand seiner Lieder, z. B. den des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg (1571—1598) „Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein“ und den des Herzogs August von Braunschweig „Elend nit schad, wer Tugend hat“. Besonders gross scheint seine Anhänglichkeit an diesen Fürsten gewesen zu sein. Einige Lieder weisen

¹⁾ F. H. Schneider, Zur Litteratur der Schwenckfeldischen Liederdichter bis Daniel Sudermann. Progr. der K. Realschule zu Berlin 1857. — Phil. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied u. s. w. 1865—1877, Bd. 5, S. 510—676 Die Lieder der Schwenckfelder. — Koch, Gesch. des Kirchenliedes u. Kirchengesangs II, 422 ff. — Die Abhandlung Chr. Sepps über ihn in den Kerkhistorischen Studien, Leiden, Brill 1885 S. 238 ff. ist in Deutschland leider wenig bekannt geworden. Vgl. Goedeke, Grundriss der deutsch. Litt. III, 30.

auf eine gewisse Susanna von Polant. Die meisten seiner Dichtungen waren deutsch, einige niederländisch. —

Es steht vielleicht mit Sudermanns Abstammung im Zusammenhang, dass er uns in seinen Drucken fast stets im engsten Zusammenwirken mit Künstlern erscheint; auch begegnen in seiner Sprache manche Bilder und symbolischen Ausdrücke, die an die Kunst und Architektur erinnern: er spricht in Anwendung auf die Seele nicht reifer Menschen von dem „unbehauenen Holz“, in Bezug auf das Gottesreich vom „Tempel Gottes“, auch führt er als Denkzeichen den Zirkel, der ja auch eine symbolische Bedeutung besitzt.

Man weiss, welchen hervorragenden Einfluss diese „Deutsche Theologie“ im engeren und weiteren Sinn auf die Ideen Luthers und der Reformatoren bis 1525 geübt hat, aber es ist auch bekannt, dass sie seit dem Sieg der lutherischen Landeskirchen bei den rechtgläubigen Vertretern der letzteren ebenso als anrühlich galt wie in der römischen Kirche. Ich habe an anderer Stelle (Johann von Staupitz und die Anfänge der Reformation, Lpz., S. Hirzel 1888 S. 394 ff.) bewiesen, dass die altdeutsche Theologie bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts so gut wie verpönt war, und dargethan, dass es seit etwa 1610 die sog. Rosenkreuzer gewesen sind, die der alten Litteratur neue Beachtung verschafften. Ein thätiger Beförderer dieser Entwicklung war Sudermann. Er gab im Jahre 1621 „Das Buch von geistlicher Armuth“ oder die „Nachfolgung des armen Lebens Jesu“ neu heraus und in demselben Jahre liess er drucken „Ein edles Büchlein des von Gott hocheleuchteten Doctors Johann Taulers wie der Mensch möge Ernstlich, innig und Gottschauende werden“ — eine Schrift, die bisher noch nicht im Druck erschienen war.

Wir können an dieser Stelle nicht näher auf seine litterarische Thätigkeit eingehen, sondern wollen nur auf einen merkwürdigen Sammelband hinweisen, den das Antiquariat von Albert Cohn (Berlin W. Mohrenstr. 53) vor einiger Zeit in den Handel gebracht hat (Kat. 202, Preis 45 M.).

Der Band enthält an erster Stelle eine auch sonst bekannte Schrift (s. Sepp, a. a. O. S. 262): „Hohe geistreiche Lehren, und Erklärungen: Über die fürnembsten Sprüche dess Hohen Lieds Salomonis von der Liebhabenden Seele, das ist der Christlichen und ihrem Gemahl Jesu Christo . . . Alles mit heiliger Schrift Concordierent nach dem uralten Text S. Hieron. Durch D. S.“

(Unter den Buchstaben D. S. befindet sich das Zeichen Sudermanns, das in Anlage und Ausführung an die Denkzeichen erinnert, wie sie die Mitglieder der Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrhunderts zu führen pflegten. Im Mittelpunkt steht eine Frauengestalt, die in der rechten Hand einen Lorbeerkranz und in der Linken ein Füllhorn mit Früchten hält, zu ihren Füßen ein Zirkel und ein Grabscheit. Darunter die Buchstaben D. S. mit einem

Kreuze zu einem Monogramm verschlungen; im Hintergrunde zwei Burgen und ein Garten, das Sinnbild des Reiches Gottes.)

„Mit schönen Figuren gezieret, gedruckt und verlegt durch Jacob von der Heyden, Chalcograph. Anno MDC. XXII.“¹⁾ Dieses erste Stück umfasst 68 Bl. Dann folgen: XXV Schöne ausserlesene Figuren und hohe Lehren von der begnadeten liebhabenden Seele und ihrem Gemahl Jesu Christo etc. Durch D. S. Jacob v. d. Heyden sculs. 25 Bl. — Von der Göttlichen Lehre und wie man dieselbe innerlich empfangen moge, auch von eigenschaft eines Gottseligen Menschen. 20 Bl. — Ein Lehr, Exempelsweiss uns fůrgestellt, das wir in unserm Gemüt und Sinn sollen erneuert und Christi Nachfolger werden. 8 Bl. — Ein schöne Lehr, von den sieben Graden oder Staffeln der vollkommenen Liebe, in denen die Gespons Christi wandeln sollen, Anno 1489 beschriben und jetzt von Wort zu Wort in Druck geben durch D. S. MDC. XXII. Am Schluss steht: Diese vorgeschriebene Lehre hat gethan der Würdige Vatter, Bruder Heinrich Vigilis von Weissenburg. In dem Jahr, da man zelt M CCCC LXXXIX zu Nůrenberg. Als Anhang zu diesem Neudruck finden sich mehrere interessante Stücke: 1. Bl. A. 4': Etliche Zeichen der wahren Göttlichen Liebe, von einem alten Lehrer aufgezeichnet. Am Schluss: „Under M. Eckarts und D. Taulers Schriften gefunden worden“. 2. Von mancherlei Grad der Göttlichen Liebe sampt ihrer Art, in denen so Anfaher, Zunemer und Vollkomene genant werden. Am Schluss „Hievon sihe D. Staupitz in seinem Buch von der Liebe“. 3. Frage und Antwort eines alten Lehrers von der Liebe Gottes. Am Schluss: „Under M. Eckarts und D. Taulers Schriften gefunden worden“. Der Sammelband enthält am Schluss 13 Folio-Bl., die mit je 4 bezw. 2 Bildern und Sprüchen geziert sind, unter welche D. S. Verse gesetzt hat. —

Diese Sammlung (es sind meistens Gedichte) ist in mehrfacher Beziehung merkwürdig. In den 124 Kupfertafeln sind sehr zahlreiche Hinweise auf die Symbolik der altchristlichen Zeiten und in den Liedern kehrt der Hinweis auf Tauler an sehr zahlreichen Stellen wieder; vielfach sind sie weiter nichts als eine poetische Umschreibung von Aussprüchen altdeutscher Mystik, natürlich unter stetem Hinweis auf die h. Schrift. Auffallend ist, wie lebendig die Idee der sieben oder neun Grade in diesen Kreisen noch im 17. Jahrhundert war; es ist nicht bloss die oben citierte Schrift, die davon handelt, sondern auch eine der „XXV Schönen ausserlesenen Figuren und hohen Lehren“, die hier als Probe folgen mag:

¹⁾ Am Schluss steht eine kleine Kupferplatte, die den Zirkel, das Grabscheit, den Lorbeerkrantz und das Füllhorn nochmals zur Darstellung bringt mit dem Spruch: Ars et labor beant. Dann folgt

Gedruckt zu Frankfurt bei Eberhardt Kieser

In verlegung Jacobs von der Heyden.

Chalcograph. Anno

M. DC. XXXIII.

Geistliche Grad und Staffeln so einander nach (vermittels unseres Herrn Christi Zug) je mehr und höher zur Seligkeit führen.

(Folgt ein Kupfer, darstellend einen Mann, der auf einer Treppe von neun Stufen zum
Himmel steigt.)

Wol dem der seinen Willen bricht
In allem Thun auf Christum sieht.

- | | | |
|-------------|---|--|
| Matth. 11. | | Demüthigkeit ists Fundament |
| 1. Corr. 5. | | Zum Bau des Heils biss an dass End. |
| | 1 | Dann so ein Mensch demütig ist |
| Matth. 5. | 2 | Der bleibt auch mild zu aller Frist |
| | 3 | Der mild betrauret seine Sünd |
| Es. 62. | | Und wer darumb trauret geschwind |
| Rom. 1. | 4 | Dem dürst nach der Gerechtigkeit |
| | | Der nun gerecht ist allezeit |
| Luc. 6. | 5 | Derselbe wird barmhertzig sehr. |
| | | Wer barmhertzig ist mehr und mehr |
| Rom. 12. | 6 | Der ist liebreich: wer liebt ohne Streit |
| | | Hat ein rein Herz: der nun bereit |
| 2. Tim. 2. | | Ein solcher ist, derselbig wird |
| | 8 | Auch friedlich sein wie sich gebürt: |
| | | Der Friedenmacher ist selig schon |
| | | In der Hoffnung mit Gottes Sohn. |

D. S.

Herr Jesu, zeuch uns von einer clarheit zu der anderen.

Cant. 1. 2. Cor. 3.

Die oben erwähnten Sammlungen von Liedern stehen durchweg auf Folioblättern, die nur auf einer Seite bedruckt sind und daher auch wohl einzeln verkäuflich sein sollten. Es sind fast sämtlich Spruchgedichte, die in der Art der Ausführung wie der Druckherstellung ausserordentlich nah verwandt sind mit jener Spruchpoesie, wie sie in den Singschulen der Meistersinger üblich war und wie sie z. B. der Meistersinger Jörg Breining aus Augsburg um 1500 veröffentlicht hat.

Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass Sudermann Mitglied einer Singschule gewesen ist; da er selbst früher Kupferstecher war, so lag ihm ja der Anschluss besonders nah.

Sicher ist, dass Sudermann Mitglied einer Gemeinde war, die in Schwenckfeld²⁾ ihren Wortführer erkannte. In der Geschichte der schwenckfeldischen Liederdichter gebührt ihm ein hervorragender Platz.

²⁾ Über ihn s. Dr. Hampe, Biographie Schwenckfelds, Programm des Gymn. in Jauer 1882. — Kadelbach, Gesch. S.'s u. der Schwenckfeldianer 1861 und die ältere Litteratur, die D. Erdmann in der Allg. Deut. Biogr. 33, 412 aufführt.

Adolf Hausraths Arbeiten über die Arnoldisten und ihre Vorläufer.

Von

K. Mämpel in Seebach b./Eisenach.

Auf die lebendige Anteilnahme aller mit den geschichtlichen Anknüpfungspunkten der Comenius-Gesellschaft einverstandenen Kreise wird sicher eine litterarische Erscheinung rechnen dürfen, die sich zum Ziele gesetzt hat, in das geschichtliche Dunkel, das einstweilen über den Schicksalen der ausserkirchlichen Christen-Gemeinden des Mittelalters, die man Ketzler nannte, liegt, das erhellende Licht wissenschaftlicher Untersuchung hineinzutragen. Es ist ein dreibändiges Werk des Heidelberger Kirchenhistorikers Hausrath, das diesem Zwecke — zumal in seinem abschliessenden Teile — dient. Waren die feingezeichneten Charakterbilder eines Peter Abälard und eines Arnold von Brescia, die wir dem genannten Verfasser verdanken, eine Vorbereitung der Leserwelt, so wird diese, wie selten sonst, von der Einsicht in die fortwirkende Macht einzelner hervorragender Persönlichkeiten und ihres Schlachtrufs im Kampf der Geister überrascht werden, wenn sie in den „Arnoldisten“¹⁾ dann die wandernden Glaubensschaaren auftreten sieht, die das Erbeil des Philosophen von Palais und des tapferen Kämpfers von Brescia in sich zu verwirklichen und um sich her zu popularisieren suchen. Aber daneben will es uns scheinen, dass noch eine weitergehende Verkettung hier beobachtet werden kann: die Blutsverwandtschaft dieser „Weltverbesserer des Mittelalters“ mit den späteren altevangelischen Gemeinden, und aus diesem Grunde schon dürfen wir an den Arnoldisten, an ihren Leitsternen und Geschicken, an dem, was sie wollten und was sie duldeten, auch hier nicht ohne Achtsamkeit vorübergehen.

Als eine Trilogie des Märtyrertums der Idee kann bezeichnet werden, was in Hausrath einen beredten Darsteller gefunden hat. Grosse Strömungen des religiösen Lebens, Zeitbewegungen, die alles in ihren Wirbel ziehen, die Gestalten ebenso kühner wie absonderlicher Sektenhäupter und Parteiführer, ihre aufsteigende Bahn, ihre volle Wirksamkeit und ihr Untergang, die Art und Weise, wie die

¹⁾ Adolf Hausrath, Die Arnoldisten. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1895.

mächtigen Impulse, mit denen sie hervortreten und ins Volksleben bestimmend eingreifen, später umgemodelt werden und verflachen und schliesslich eine Abschwächung bis zur Unschädlichkeit erleiden, — das alles zu einem lebensvollen Zeit- und Kulturbilde des religiösen Mittelalters zu vereinen, ist der Gelehrten- und Künstlernatur Hausraths aufs trefflichste gelungen. Jedenfalls aber enthält der uns vorliegende dritte Band: „Die Arnoldisten“ mit dem Gesamtergebnis der von ihm verarbeiteten kirchengeschichtlichen Entwicklungsreihe zugleich eine Fülle von Zügen, die für das „Ketzertum“ aller Zeiten charakteristisch sind.

Schon die Losung der eigentlichen Arnoldisten oder auch Lombarden, der unmittelbar von Arnold von Brescia ausgehenden Schüler, war: religiöse Selbsthilfe. Man merkt ihnen an, dass sie aus den Regionen herkommen, in denen die kühle Luft Abälardscher Kritik geweht hat; geistig hell und gelehrt besitzen sie den Mut, die Konstantinische Schenkung als reine Fabel zu verwerfen. Sie fordern einen Klerus, der sich nicht in die Welthändel mischt, Diener des Friedens, nicht des Streites. Als Partei sind sie daneben Italiens erste Ghibellinen, die dem Kaiser allein die weltliche Gewalt vorbehalten wollen, und indem sie mit einer ersten religiösen Laienbewegung den Anfang machen, haben sie zugleich Fühlung mit jenen dem Mittelalter eigentümlichen religiösen Arbeitergenossenschaften, deren Glieder vorzugsweise dem Weberhandwerke oblagen (Tisserands).

Im Lande der unteren Rhone begegnet uns dann im 13. Jahrhundert eine neue Ketzerei, die doch den „Filiis Arnoldi“ und ihren Idealen nahesteht. Den Mittelpunkt dieses waldensischen Konventikellebens aber hat von vornherein die Anlehnung an die heilige Schrift und ihr Studium wie an die schlichte praktische Befolgung ihrer Gebote gebildet. Von Valdes, dem Stifter dieser Bewegung, sagt Hausrath: „ihn beschäftigte die Lücke, welche die Kirche in dem religiösen Leben des Volkes liess und die er auszufüllen beschloss.“ Mit dem Bekanntwerden des wiedergewonnenen Evangeliums war diesen Seelen ein neues Ideal aufgegangen, ihre Apostel und Wanderprediger wollten genau so leben, wie Jesus mit seinen Jüngern gelebt hatte, und man nannte dies „das Halten der evangelischen Vollkommenheit“. Die Apostel des Valdesius hiessen auch einfach die „Armen von Lyon“ und über das ganze Rhonethal hatten sie sich im allmählichen Wachstum ihrer Schaaren verbreitet. Aber während sich Valdes selbst dessen enthielt, gegen die Kirche zu eifern und zu wühlen, wurden seine „Apostel der Armut“, als sie auch in Italien einzudringen begannen, zu begeisterten Anhängern der antikerikalischen arnoldistischen Opposition. Die Folgen waren das Vorgehen der Synode von Verona (1184) gegen sie, die scharfen Ketzergesetze der vierten Lateransynode (1215), Friedrichs II. blutige Edikte, die Zeit der peinigen Waldenserverhöre und die dadurch notwendig gewordene Umwandlung der „wohlmeinenden Evangelisten der Land-

strasse“ in die „versteckten Winkler der heimlichen Konventikel“. Zwar die echt paulinischen Gedanken fehlen den Waldensern noch gänzlich, aber wenn sie sich mit ihrem Gedanken des armen Lebens und der ständigen Wanderschaft auf den Grund der Schrift, des Evangeliums, der Herrenworte, der apostolischen Briefe und der darin aufgewiesenen Vorbilder stellen und wenn sie sich in Credentes und Perfecti scheiden, (Hausrath nennt diese Scheidung hierarchisch und mittelalterlich), so haben jedenfalls nach beiden Richtungen hin die späteren altevangelischen Gemeinden kaum ein anderes Verfahren eingeschlagen: einerseits mit ihrem bekannten starken Betonen der „Herrenworte“ und andererseits, wie z. B. die böhmischen Brüder in ihrer Gemeindeverfassung¹⁾, mit ihrer stets wiederkehrenden Gemeindegliederung in die drei Gruppen der Anfangenden, Fortschreitenden und Vollkommenen.

Kaum ein bemerkenswerter Unterschied besteht lange Zeit zwischen den Bettlerorden der katholischen Armen und der ursprünglichen religiösen Bruderschaft des „liebeglühenden Heiligen“ Franziskus von Assisi. Dennoch wollte Franz mit allen Mitteln den bösen Schein vermeiden, dass seine Gesellschaft zu einer Art Ketzerherberge bestimmt sei. So liegt zwar der Ursprung der Gaudentes in Domino oder der Ioculatores Domini, wie sich seine Schüler mit besonderer Vorliebe nannten, in unmittelbarer Nähe der von Arnold und Valdes ausgegangenen Mendikantenbewegung, aber ihnen hat der Bettlerrock aufgehört eine „Demonstration gegen den Purpur des Papstes“ zu sein. Arnold und Valdes gehören der Politik und der Volkserziehung an, Franziskus ist der dichterisch gestimmte naive Volksheilige. Ihm gelang es, das Problem seiner Zeit und seiner Kirche zu lösen, den Gedanken einer Nachfolge des Lebens Jesu und das Armutsideal seiner Vorgänger im apostolischen Leben der herrschenden Kirche annehmbar zu machen und die katholischen Einwände dagegen zu entkräften. Mit den Minoriten tritt der arnoldistische Gedanke als eine Bruderschaft auf, die langsam an Rom gekettet und schliesslich „tonsuriert“ wird, freilich auf Kosten des ersten frischen Enthusiasmus. Die Tragödie des heiligen Franziskus, der dann auf diese Weise das Werk seines Enthusiasmus unter den Händen der Kurie in den meisten Stücken wieder zerbröckeln sieht, weiss Hausrath sehr anschaulich, fesselnd und auf den Höhepunkten seiner Darstellung ergreifend zu schildern.

Nur ein kleiner Bruchteil des Franziskanertums bleibt am Ende übrig, ohne sich durch ein festes Ordensstatut und durch die den Minoritenorden feierlich bestätigende Bulle Honorius III. vom 29. November 1223 in die Reihe der anderen kirchlichen Kongregationen eingliedern und in ein „erbarmungsloses Instrument für den

¹⁾ Vgl. J. Müller, Die Gemeindeverfassung der böhmischen Brüder in ihren Grundzügen. Monatshefte der C.-G., V. Band, p. 145 ff.

päpstlichen Arm“ umschmieden zu lassen, die Joachimiten. Und aus ihren Kreisen geht Segarelli hervor, der wieder in den Dörfern und Flecken des Gebiets von Parma seine Apostelbrüder im weissen faltigen Mantel und — nach Nasiräerart — mit dem langen Bart, dem ungeschorenen Haupthaar und den nackten Füßen um sich sammelt, der wieder mit grösserer polemischer und sittlicher Strenge den Weg zeigen will, den Jesus selbst empfohlen habe, und der im Gegensatz zu einem unwürdigen Priestertum und seinen Sakramenten die Behauptung geltend macht, dass Gott seinen Kindern in der Kirche und ausser der Kirche gleich nahe sei. Segarelli selbst aber erleidet dafür den Tod durch die Flammen des Scheiterhaufens.

Mit dem Schwerte in der Hand sucht sodann wiederum Dolcino, aufs Neue einer, der ganz und gar in den alten Fusstapfen des streitbaren Arnold von Brescia steht, in der Diöcese von Vercelli Tausende von Anhängern für Friedrich von Sicilien, für ein erneutes Kaisertum der Hohenstaufen und für die dringende Reform der Kirche aufzurufen, deren Gestalt er zur apostolischen Einfachheit und Würde zurückgeführt sehen will. Unter der Hülle apokalyptischer und prophetischer Auslassungen donnert Dolcino gegen alles Prunkhafte und Machthabende in der Kirche, ein feuriger Ghibelline, der schliesslich auf dem Ketzerberge Zebello mit den Seinen dem gegen ihn aufgebotenen Kreuzheere erliegen muss.

Hausrath zeigt uns endlich die Ausläufer der grossen Mendikantenbewegung nicht nur in den Spiritualen des Franziskanerordens, sondern auch in Dantes gewaltiger Dichtung, dessen gläubiger Katholikeneifer ihm gerade die verdammenden Sprüche seines dichterischen Zornes gegen die die Kirche verwüstenden Päpste verleiht, ferner in Wiclif und im Kreise der Lollharden um ihn her, die dem alten Armutsideal und der Lehre der Waldenser vom Predigtamte huldigen.

Die alten Kämpfer, die gegen die verweltlichte und reiche „Fleischeskirche“ aufgestanden waren, sind mundtot gemacht worden, und eine Zeitlang schien es gelungen, die Saat der Ketzergedanken vom Erdboden zu tilgen. Aber eine andere Opposition trat nach der scheinbaren Überwindung der ersten auf, die sich nun gegen die werkgerechte Kirche richtete, und der in ihr neubelebte Paulinismus wuchs zu einer Strömung gegen das Dogma an, der man vergebens wieder die Dämme entgegenzusetzen suchte, mit denen man alle vorangegangenen Ketzergedanken einzuschränken und ihre Träger erfolgreich einzuschüchtern gewusst hatte.

In den letzten Kapiteln von Abälards Ethik sieht Hausrath bereits „das Banner entfaltet, unter dem Arnold von Brescia seine Lombarden, Valdes seine Armen von Lyon versammelte, das Franziskus den Büssern von Assisi mitgab, unter dem Segarelli duldete und Dolcino siegte und unterging“. Enthalten jedoch die gleichen letzten Kapitel von Abälards Ethik nicht auch Vieles, das — ohne

vielleicht einen geradezu direkten Einfluss ausgeübt zu haben, — doch wie eine Weissagung auf die altvangelischen Gemeinden der späteren Jahrhunderte und wie eine Weissagung auf die Stunde uns anmutet, wo man Gott anbeten wird im Geist und in der Wahrheit?

Ein Trauergedicht von Comenius.

Mitgeteilt von

Prof. Dr. L. Neubaur in Elbing.

In Elbing starb am 25. Juni 1647 der präsidierende Bürgermeister Johann Koy, welcher sich um seine Vaterstadt mancherlei Verdienste erworben hatte.¹⁾ Dazu gehörten auch seine Bestrebungen für die Reorganisation des damals mancherlei Misstände aufweisenden Gymnasiums²⁾, welche zur Berufung des Comenius an dasselbe führten³⁾. Der in einer Badeanstalt am Schlagfluss erfolgte Tod des frommen Mannes⁴⁾ veranlasste folgende litterarische Publikation:

¹⁾ Einen ihm von dem Rat der Stadt gewidmeten Nachruf finden wir in dem offiziellen Kürbuch (Ms des Elbinger Archivs C 48) zum Jahre 1647: Spectabilis et Amplissimus Dnus Johannes Koy, vir singulari Judicio, rara eruditione et prudentia pollens animo quam corpore maior, post gestum per Annos 16 in hac Republ. Secretariatum, Quinto Consulatus sui anno difficilimis Svetici Regiminis temporibus, Anno 1631 Pro Consul electus, restituendae praesertim Regno Poloniae Civitati sedulam consilio et calamo navavit operam. Tandem Anno 1647 effoetum corpus curaturus in balneo mane leniter expirasse repertus est.“ Er war am 10. Mai 1583 als Sohn des Sekretärs Georg Koy geboren, und war von seinem 17. Jahre ab 10 Jahre von Elbing abwesend, in denen er verschiedene Universitäten in Deutschland, Frankreich, England und den Niederlanden besucht hatte.

²⁾ Roule, Elbingensia I, 607 (Ms des Elbinger Archivs H 4): Koy berichtet in einer Ratssitzung, dass man beim Gymnasium „viele Mängel befunden, welche billig zu revidiren seyen, unter welchen man woll gesehen, dass solche teilss an unserm Hn. Rectore liegen, welcher stets nicht in den Schulen, auf welche er die Inspection, wie billig, haben soll, teilss auch an unserm Hn. Con Rectore und an denen, so ihm nicht contradiciren dürfen, liegen“. 15. Juli 1644. ~~Draus~~ abgedruckt von Reusch in der „Altpreussischen Monatsschrift“ 14, 46.

³⁾ Reusch a. a. O. S. 48—50, Toeppen in den „Monatsheften der Comenius-Gesellschaft“ 1, 66.

⁴⁾ In der auf ihn gehaltenen Leichenpredigt von David Holst, Elbing 1647, wird bei der Angabe der Personalien mitgeteilt, dass Koy eine in lateinischer Sprache geschriebene Ermahnung an die Seinen hinterlassen

Famæ Postumæ Monumenta | MAGNIFICO, AMPLISSIMO, CONSUL- | TISSIMO | DN: JOHANNI COYEN | Regio in Elbingensium Rep. Burggrabio, | Pro-Cos. & Scholarchæ meritissimo, | lub. sed lug. animo | erecta. | O. O. . . J. (Elbing, Achatius Corell 1647). 8 Bl. 4^o. Doch ist das Exemplar am Schluss unvollständig; es fehlen ein bis zwei Blätter (Stadtarchiv zu Elbing: Misc 12).

Dieselbe enthält ausser Beiträgen von Cyprianus Kinnerus¹⁾ und dem Notar Achatius von Domsdorff († 1661) in Elbing verschiedene Gedichte von Elbinger Gymnasiallehrern²⁾, darunter an zweiter Stelle folgenden Beitrag von Comenius (auf Bl. B2), der sich inhaltlich, wenn auch nicht formell, von den übrigen Stücken vorteilhaft abhebt:

habe, aus der auf Bl. D ein deutscher Auszug gegeben ist. Hierin heisst es: „Dafern der Allerhöchste Gott mich mit einem plötzlichen Tode von dieser Welt sollte abfordern, wil ich dieses meinen lieben Anverwandten vnd Kindern gesagt sein lassen, dass ich von vielen Jahren her mich auch wider solchen gefasst machen wollen, vnd dass ich auss festem vertrauen glaube, dass keine Art dess Todes mich von meinem Heyland wird können absondern, weil Er mir zur Weissheit, Gerechtigkeit, Heiligung vnd Erlösung gemacht worden, so werde ich von meinem Erlöser dieses alles vngezweifelt bekommen vnd wird mir alles zum besten gedeyen müssen, in dessen Händen ich auch meine Seele befehlen thue.“

¹⁾ Sein an erster Stelle stehendes, aus 15 Distichen bestehendes Gedicht beginnt folgendermassen:

COIUS obit. Lacryma quisquis pietatis amans es,
Quisquis honestati iustitiæque faves!

Er rühmt darin u. a. an dem Verstorbenen:

Omnibus ille domi, sero seu mane veniret
Titius aut Cajus; omnibus aequus erat.

Welche Beziehungen er zu dem Verstorbenen hatte, ergibt sich aus dem Gedicht nicht; dasselbe trägt folgende Unterschrift: Patrono desideratissimo, magni affectus exiguum hoc monumentum gemens erigit Cyprianus Kinnerus D. Celsissimi Lignicentium Ducis Consiliarius. Über diesen Mann ist nichts näher bekannt; doch ist er wahrscheinlich der Vater von Daniel und Samuel Kinnerus († 1668 Joh. Henrici Cunradi Silesia togata. Lignicii 1706 p. 149, 150), welcher letztere als Verfasser des Abendmahlsliedes: „Herr Jesu Christ, du hast bereit“ (Mützell, Geistliche Lieder aus dem siebzehnten Jahrhundert 1, 222. 223; Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied 5, 296. 297; Fischer, Kirchenlieder-Lexicon 1, 270. 271, Allgemeine Deutsche Biographie 15, 771) gilt. Samuel (zuerst in Breslau „deinde Illustris. Pr. Ligio-Bregensis Consiliarius & Archiater“) ist demnach der Nachfolger seines Vaters in Brieg geworden.

²⁾ Von dem in Anmerk. 2 S. 2000 erwähnten Rektor Michael Mylius († 1652) und dem Conrektor Joh. Cramer († 1667), sowie von Nicolaus Ludovicus († 1654) und Raphael Schwartz († 1660). Ihre Gedichte sind in lateinischer Sprache, während das Domsdorff'sche, sowie ein unvollständig erhaltenes in deutscher Sprache geschrieben ist.

FULCRA cadunt? Ruet ipsa DOMUS! cohibere ruinam
 Ni subitò appropere, quisquis se posse videbit.
 Patria communis DOMUS est: firmanda Columnis
 Perpetuis, lapsûs ut stet secura tremendi.
 FULCRUM est vir Sapiens, Justus, Rerumq; Peritus,
 Ipsò teste Deo, (Jes. 3, 1) Qvos tolli certa ruinae
 Signa dabit (Jes. 57, 1) nisi succurrant, qui cingere Sepem,
 Rupturæq; Iræq; Dei -- — opponere moles
 Nörunt. (Ezech. 22, 30) Vos igitur qvorum Domus ictibus Iræ
 Impetitur, densæq; cadunt validæq; Columnæ,
 Ac reliquæ nutant: securos esse notivum est.

Evigilate Viri! Rupturam horrescite Vestram!
 Justorum & subitos casus expendite! Ne Vos
 Securos eadem feriat manus Omnipotentis,
 Ad requiem revocare suos, à turbine, svscens (Jes. 57, 2)
 Ille quidem, benè qui vixit, propriæq; saluti,
 Et publicæ semper fixè invigilando peregit
 Annos, In Pace est. ENOCHI vivere vitam
 Cui cura una fuit, Spectantisq; omnia semper
 Conspectum revereri, ILLI & servire silenter:
 Non gravis ulli hominum, cunctis usu esse; laborans;
 Immissos Casus patienter qui tulit omnes:
 Hujus tum placidam vitam Morte excipi & ipsâ
 Qvàm placidâ, placuit Domino, cui serviit! Immò
 Nullâ. Namq; mori sese non sensit. Abivit
 In somnum placidè: prius ingressurus in Aulam
 Cæli, qvàm Terram se à tergo linquere nosset.
 Mors decepta ipsa est! Violento hunc vellere raptu
 Ne posset, quem sic placuit transire silentem.

Collapsum interea columen nos admonet altè
 Rupturas sepire omnes! Rumpendo profani
 Qvicquid adest usqvam in populo. Ne fortè Columnas
 Subruat Ira Dei reliqvas. Qvas ò Deus Alme
 Et serva, & firma, & ter sancti flaminis imple
 Robore! ut ATLANTES sint, qui impositum sibi Cælum
 Sustineant fixè, nullam admittantq; ruinam!

Mæstus apposuit
 J. A. COMENIVS
 Elbingæ hospes.

Besprechungen.

Gesammelte Schriften von F. W. Dörpfeld¹⁾.

Das letzte Werk F. W. Dörpfelds „Das Fundamentalstück einer gerechten, gesunden, freien und friedlichen Schulverfassung“ war das erste, das ich von ihm kennen lernte. Auf seine Bitte hatte ich dem greisen Meister, der eine lebhaftige Teilnahme für Comenius und seine Wirksamkeit hegte, mein Programm über „Vives, Alsted, Comenius in ihrem Verhältnis zu einander“ zugehen lassen und als wertvolle Gegengabe ward mir seine neueste Schrift. Die tiefe wissenschaftliche Gründlichkeit, die selbständige, vorurteilslose Forschungsweise und die überzeugende Klarheit der Gedanken, die mir hier entgegentraten, waren Grund genug, mich zu weiterer Beschäftigung mit seinen Schriften zu veranlassen. Was damals nicht ganz leicht war, da eine Reihe wertvoller Aufsätze in Zeitschriften zerstreut waren, das ist jetzt durch die Herausgabe der Gesammelten Schriften von F. W. Dörpfeld, durch die die Verlagshandlung C. Bertelsmann in Gütersloh in dankenswerter Weise vielseitigen Wünschen entsprochen hat, jedem ermöglicht. Die Herausgeber: Pastor Flügel, L. Hindrichs, Aug. Lomborg, Fr. Meis, G. von Rhoden haben, abgesehen von letzterem, auf Veränderungen und eigene Thaten verzichtet.

Einer besonderen Empfehlung bedarf diese Gesamtausgabe kaum, haben sich doch einige Werke Dörpfelds schon längst eingebürgert und einen dauernden, ehrenvollen Platz in der Pädagogik erworben, wie besonders die hier in 5. Auflage vorliegende psychologische Monographie „Denken und Gedächtnis“ (I, 1). Es genügt, die Freude darüber auszusprechen, dass nunmehr die vielseitig anregende und tief eindringende schriftstellerische Thätigkeit des erfahrenen Schul-

¹⁾ Gütersloh, C. Bertelsmann 1894/95. Erschienen sind bisher Bd. I: Beiträge zur pädagogischen Psychologie. 1. Über Denken und Gedächtnis. 2 M. 2. Die schulmässige Bildung der Begriffe. 50 Pf. Bd. II: Zur allgemeinen Didaktik: 1. Grundlinien einer Theorie des Lehrplans. 1,80 M. 2. Der didaktische Materialismus. 1,40 M. Bd. III: Religionsunterricht. 1. Religiöses und Religionsunterrichtliches. 2,30 M. 2. Zwei Worte über Zweck, Anlage und Gebrauch des Schriftchens Enchiridion der biblischen Geschichte. 1,20 M. Bd. IV: Realunterricht. 1. Der Sachunterricht als Grundlage des Sprachunterrichts. 2 M. 2. Die Gesellschaftskunde, eine notwendige Ergänzung des Geschichtsunterrichts. 50 Pf. Bd. XI: Zur Ethik (aus dem Nachlass des Verfassers herausgegeben).

manns mit einem Blick überschaut und daher besser gewürdigt werden kann. Bekanntlich hat Landfermann den Morgen, den er einst in Dörpfelds Schule zugebracht hatte, einen unvergesslichen genannt, da er dazu gedient habe, seine Anschauungen und sein Urteil über Ziel und Aufgabe der Volksschule nicht allein wesentlich zu bereichern, sondern auch zu berichtigen. Denselben wertvollen Dienst kann und wird die Gesamtausgabe vielen leisten. Vor allem tritt als bleibendes Verdienst Dörpfelds das hervor, dass er in rastlosem Streben mit grossem Geschick die Reformgedanken Herbarts in die Praxis der Volksschule zu übertragen versucht hat. Er selbst ist sich niemals darüber unklar gewesen (vgl. II, 2, 100 ff.), dass diese Gedanken den an philosophische Spekulation nicht Gewöhnten recht schwer zugänglich zu machen sind, und durch blosser Schlagwörter zu überreden, statt durch gründliche Erörterung wirklich zu überzeugen, war ihm geradezu verhasst. Darum verzichtete er gern auf all das Äussere, an dem man sonst die Jünger Herbarts und Zillers sofort zu erkennen pflegt, auf Stichwörter wie Konzentration, Klarheit, Assoziation, System, Methode u. s. w., schlug er, wie er selbst es gelegentlich nennt, eine Brücke zwischen den älteren Gedanken und den neuen und ging vielfach seinen eigenen Weg, „nicht aus einem Gelüst nach Eigenartigkeit, sondern einzig aus der sehr praktischen Erwägung, dass bei der Verkündigung von Reformgedanken ebensowenig gegen die Gesetze der Apperzeption gesündigt werden darf als im Unterricht“. Darauf beruht es z. B., wenn er statt der schulmässigen 4 oder 5 Formelstufen nur 3 Lernstadien unterscheidet und sie mit den schlichten, sofort verständlichen Ausdrücken: Anschauen, Denken, Anwenden benennt (vgl. II, 2, 73 ff.; III, 2, 120 f.). Mustergültig ist diese Popularisierung der pädagogischen Wissenschaft im besten Sinne durchgeführt in dem jetzt zum ersten Male in Buchform vorliegenden knappen, aber inhaltsreichen Aufsatz über „die schulmässige Bildung der Begriffe“ (I, 2), der besondere Beachtung verdient. Ebenso ist in den „Grundlinien einer Theorie des Lehrplans“ (II, 1), in denen es sich darum handelt nachzuweisen, welche Fächer der Lehrplan der Volksschule wie jeder anderen umfassen muss, wenn er nicht ein zusammengewürfelter Haufe, sondern ein festgefügtter, einheitlicher Organismus sein will, das sonst so beliebte Schlagwort „Konzentration“ ganz vermieden. Gewissenhaft, gründlich und selbständig geht Dörpfeld bei der Aufstellung seines Lehrplanes zu Werke; statt der sonst üblichen Überschwänglichkeit und Überspannung der Forderungen herrscht bei ihm Nüchternheit und Klarheit, wie sie nur eine reiche Erfahrung zu geben vermag. Gelegentlich (S. 24) gesteht Dörpfeld sogar offen ein, dass noch schwere, ungelöste Probleme vorliegen, z. B. das, „wie der Schulunterricht jenes Weltmeer — das heisst „Geschichte“ oder „vaterländische Geschichte“ fruchtbar ausbeuten kann“. Andererseits aber hat er sich selbst bahnbrechend an unlösbar scheinenden Problemen mit Geschick versucht. Lange bevor es Mode wurde, die soziale Frage auch für die

Schule mundgerecht zu machen, schon 1872 hat er es als eine „grosse, auffällige Lücke“ bezeichnet (II, 1, 17), dass nur das Menschenleben der Vergangenheit, nicht das der Gegenwart, d. h. das Gebiet der Gesellschaftskunde (Sozialistik) behandelt werde, und die Einführung der elementaren Gesellschaftskunde, aber auch nur dieser, in die Schule gefordert. Das Begleitwort zu dem später verfassten Repetitorium der Gesellschaftskunde zeigt, dass er auf eine wohlthätige Einwirkung der Behandlung dieses Stoffs auch auf das Haus rechnet (IV, 2 S. 35), zugleich aber, dass er sie nicht überschätzt und nun nicht etwa ein Universalheilmittel gegen alle sozialen Schäden und Nöte in ihr gefunden zu haben vermeint (ebd. S. 42). Diese selbstlose Bescheidenheit ruht auf tieferen Gründen; zunächst ist ihm das, was er als Eigenart des deutschen Denkens bezeichnet, tief eingewurzelt. „Ein partielles Erkennen, sofern es vereinzelt und darum einseitig bleiben muss, befriedigt ihn nicht. Wo er auf wissenschaftlichem Gebiete anfasst, da strebt er nach etwas Ganzem — nicht um viel zu wissen, sondern um den Zusammenhang zu erkennen: der Blick vom Ganzen her soll ihm helfen, eine tiefere, eine organische Auffassung, einen wirklichen Einblick zu gewinnen.“ (II, 2 S. 47). Und mit diesem Streben nach einer „geschlossenen Totalanschauung“ auf Grund der pädagogischen Hilfswissenschaften verbindet sich eine eingehende Kenntnis des Entwicklungsgangs des Schulwesens und der pädagogischen Theorie nicht bloss des eigenen Volkes, sondern auch des Auslandes. Dadurch wird er vor dem unbesehenen Übernehmen alteingewurzelter Gewohnheiten ebenso wie vor einer Überschätzung der eigenen Reformvorschläge bewahrt. Für uns ist es besonders wichtig und erfreulich, dass neben A. H. Francke, dem Philanthropen, Pestalozzi, Herbart, Majer, Graser, Ziller, vor allem Amos Comenius sehr häufig in seiner grossartigen Bedeutung für die Pädagogik gewürdigt wird: in der organischen Gliederung des Lehrplans nach hohen Gesichtspunkten (II, 2, 30), in der Begründung des Sprachunterrichts auf den Sachunterricht (II, 2, 63) und in der Forderung eines selbständigen Betreibens der Realfächer (V, 1, 71; II, 1, 11 ff.) weiss er sich mit dem grossen Bahnbrecher eins. Auch seinen „Kardinalgrundsatz“, dass in den sämtlichen Bildungsanstalten, gleichviel ob hoch oder niedrig, alle wesentlichen Lehrgegenstände vertreten sein müssen, findet er zu seiner Freude zuerst von ihm ausgesprochen und erkennt gerade „in diesem Blick und Griff den genialsten Charakterzug dieses grossen Didaktikers“ (II, 1, 162).

Besonders anziehend aber wird die Beschäftigung mit den Schriften Dörpfelds erstens dadurch, dass wir nirgends fertige Ergebnisse der Untersuchung vorgetragen bekommen, sondern vielmehr mitten in den Fluss der Gedankenentwicklung gestellt, nur zum eigenen Nachdenken und Mitarbeiten gezwungen werden, und zweitens dadurch, dass sie Gelegenheitschriften im edelsten Sinne sind, oder nach seinen eigenen Worten, dass jedesmal der Anlass des Schreibens durch das Bedürfnis des Berufs gegeben war und daher die Frische der Un-

mittelbarkeit stets angenehm berührt. Da Dörpfelds Wirksamkeit in eine Zeit fiel, in der wiederholt schwere Kämpfe um die Neugestaltung des Volksschulwesens geführt wurden, so gab es viele Anstösse, die dem rastlosen Streiter für das Wohl der Schule die Feder in die Hand drückten. Eine gewisse Umständlichkeit der Erörterung ist damit naturgemäss verbunden; aber wie bei Comenius nehmen wir sie gern mit in den Kauf, da die Erörterung dadurch erst recht anschaulich und verständlich wird. Dörpfeld weiss sehr wohl, dass die Zwecke manchmal eine „umständlich anschauliche“ Darstellung nicht bloss entschuldigen, sondern geradezu fordern. Auch manche Wiederholungen, die dem Leser auffallen, beruhen auf dieser Darstellungsweise und auf der Entstehungsart seiner Schriften.

Eine grosse Anzahl der vorliegenden Arbeiten ist dem Religionsunterricht gewidmet, das erklärt sich daraus, dass dieser für Dörpfeld Kern und Stern alles Unterrichts ist, der eigentlich centrale Unterrichtsstoff. Darum musste ihm der Lehrplan der paritätischen Schulen als eine arge Verstümmelung erscheinen (II, 2, 29) und vor allem der landläufige Betrieb dieses Unterrichts mit seiner geisttötenden Memorierarbeit, wie er zu Zeiten der preussischen Regulative sich unausrottbar eingebürgert hatte, die schwersten Bedenken erwecken. Die lesenswerte Arbeit über den „didaktischen Materialismus“ (II, 2) ist eine geharnischte Streitschrift gegen dieses Unwesen, und in einer grossen Reihe anderer Arbeiten, die hier im 3. Band vorliegen, hat Dörpfeld beherzigenswerte praktische Vorschläge gemacht, die alle das schöne Ziel verfolgen, an Stelle des ermüdenden Katechisierens und toten Gedächtniswerks eine tiefere Durchdringung und lebendigere Erfassung des religiösen Unterrichtsstoffes zu setzen und somit aus den biblischen Geschichtsstunden, „die seither vielfach eine Last und Qual waren“, wieder zu machen, „was sie von Gottes und Rechts wegen sein sollen, — Stunden, die vom Morgenglanz der Ewigkeit beleuchtet sind“ (II, 1, 83 f.). Gerade Dörpfeld war in besonderer Weise dazu befähigt, dem Religionsunterricht die rechten Wege zu weisen; denn mit der scharfen Klarheit des Verstandes und reicher Erfahrung verband sich bei ihm eine aufrichtige Frömmigkeit, die sich demütig zu den Füßen der Apostel und Propheten setzte, „um von ihren Worten zu lernen, wie sie die grossen Thaten Gottes erzählen und erklären“. Man musste deshalb besonders gespannt sein auf die aus seinem Nachlass herausgegebene Arbeit: „Die geheimen Fesseln der wissenschaftlichen und praktischen Theologie“ (Bd. XI). Leider ist das gross angelegte Werk ein Torso geblieben; aber man merkt ihm an, dass es aus der Tiefe einer auch die irrenden Brüder liebevoll umfassenden Seele heraus geschrieben ist. Die Erkenntnis, dass bei dem besten Willen die religiöse Unterweisung schwere Misserfolge aufweist und sich bei den Gebildeten und Verbildeten je mehr und mehr bedenkliche Entfremdung von der Kirche zeigt, hat schon manchem zu denken gegeben. Ich erinnere nur an die kürzlich gehaltene Leipziger Prorektoratsrede Professor Briegers: „Die fort-

schreitende Entfremdung von der Kirche im Lichte der Geschichte“, in der die traurige Thatsache auf die verkehrte Art des kirchlichen Unterrichts zurückgeführt wird, der sich noch in denselben Formen wie zur Blütezeit der Orthodoxie bewegt, und in der gefordert wird, dass endlich eine andere Bahn eingeschlagen werde. Auch Dörpfeld ist es ein Herzensanliegen gewesen, den Grund des kirchlichen Notstandes zu erkennen, die Möglichkeit einer Verständigung zwischen der Kirche und den Draussenstehenden anzubahnen und allen Angefochtenen und Zweifelnden Trost zu spenden. Eigenartig sind die Ergebnisse, zu denen Dörpfelds eindringende Untersuchung gelangt: der Grund des traurigen Notstandes ist, dass die Kirche den evangelischen Grundsatz von „der steten, unaufhörlichen Busse“ nicht streng durchgeführt und vor allem nicht auf die Ethik ausgedehnt hat, sondern hier die alte scholastische Methode festhält, die ethischen Wahrheiten aus der Glaubenslehre abzuleiten. Und doch ist die Ethik vielmehr umgekehrt in gewissem Sinne die Grundlage der Dogmatik, und jedenfalls bietet die rationelle Ethik im Sinne Herbarts ein neutrales Gebiet, auf dem sich die Kirche und die Entfremdeten wieder zusammenfinden konnten, wenn nur endlich seitens der Kirche der schwere Fehler vermieden würde, wegen Nichtglaubens einen moralischen Vorwurf zu erheben. — Wenn man auch nicht behaupten wird, dass Dörpfeld damit die ganze schwierige Frage gelöst habe, so wird man doch gestehen müssen, dass eine Reihe der wundesten Punkte richtig bezeichnet sind, und sich gern an dem vielen Schönen erfreuen, was diese letzte Schrift Dörpfelds bietet, z. B. an dem hochinteressanten Versuch, eine letzte Urquelle der wesentlichen Lehrunterschiede der katholischen und protestantischen Kirche nachzuweisen und der tiefen, verständnisvollen Betrachtung über die Bedeutung der Persönlichkeit Christi. So sei denn diese Schrift, ebenso wie die schon längst bekannten, allen, die Geduld zum Selbstforschen haben, und denen mehr als an blossen Kenntnissen, an Bildung und Einsicht liegt, bestens empfohlen.

Elberfeld.

A. Nebe.

Friedrich Albert Lange, Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Fünfte (wohlfeile und vollständige) Auflage mit dem Stahlstich-Porträt des Verfassers. Biographisches Vorwort und Einleitung mit kritischem Nachtrag von Hermann Cohen. Leipzig, J. Bädcker 1896, ungeb. Mk. 10.

Wie das Besteigen eines hohen Berges den Horizont des leiblichen Auges erweitert, so sollte die Lektüre eines guten Buches den geistigen Gesichtskreis des Lesers erweitern. In diesem Sinne gehört Langes Werk, das vor 30 Jahren zum ersten Male erschien, gewiss zu den besten Büchern, die geschrieben sind. Aber der Wert desselben ist ja auch allgemein anerkannt und es ist wohl nicht nötig, hier noch viel zu seiner Empfehlung zu sagen. Doch sei hier auf

zwei neuere und gewiss kompetente Urteile hingewiesen. Prof. Paulsen sagt in seiner „Einleitung in die Philosophie“ auf S. 63: „Der Leser findet hier die umsichtigste geschichtliche Aufklärung über Wesen und kulturhistorische Entwicklungsbedingungen des Materialismus. Seine Beziehungen zu den Naturwissenschaften, zu Theologie und Kirche, sowie zur Gesellschaft und ihren Bestrebungen werden allseitig dargestellt.“ Und der verstorbene John Tyndall schrieb 1889 in einem Brief an Langes Biographen das kurze aber bezeichnende Urteil nieder: „None but a man of noble soul could have produced the History of Materialism.“ In der That: Was der Geschichte des Materialismus einen so unvergänglichen Wert und Reiz verleiht, ist dies, dass sie nicht nur ein gelehrtes, sondern ein charaktrvolles Werk ist. Lange sah es als Aufgabe des Philosophen an, zu arbeiten für die fortschreitende Umgestaltung unserer Lebensverhältnisse, soweit jedes Zeitalter es fassen kann. Die herrlichen sozial-ethischen Betrachtungen, in denen das Buch ausläuft, haben denn auch mächtig anregend gewirkt.

Diesmal nun ist das altbewährte Buch um einen neuen wertvollen Bestandteil bereichert. Der als Neubegründer Kantischer Philosophie dem deutschen Publikum weniger als billig bekannte Professor Hermann Cohen, Langes Nachfolger und Freund, hat dem Werke einen „kritischen Nachtrag“ beigefügt. Mit gutem Bedacht hat Cohen diese Bezeichnung statt „Fortsetzung“ gewählt; denn in der That ist, was er giebt, durchaus nicht eine gleichartige Weiterführung des in seiner Art so ganz abgeschlossenen Buches. Aber es kam ihm darauf an, „wenigstens durch eine expectorative Darlegung zu bezeugen, dass bei denen, mit denen der verewigte Autor im Leben verbunden war, sein Glaube nicht untergegangen ist, vielmehr die Zuversicht sich erhalten hat, dass die Idee des Deutschtums durch diese zwanzig Jahre, und wenn sie glorreicher wären, mit nichten bestimmt wird“. Die Ausführungen Cohens lesen sich viel weniger leicht, als das Werk Langes. Ist jener doch als Philosoph strenger Systematiker, in dessen pietätvoller Beurteilung Langes wir doch hier und da einen Zug leiser liebevoller Ironie zu verspüren meinen. Wer aber die Mühe nicht scheut, sich den Inhalt derselben zu eigen zu machen, hat daran einen schönen wertvollen Besitz. Sie zerfallen in die Abschnitte: „Verhältnis der Logik zur Physik“, „Verhältnis der Ethik zur Religion“ und „Verhältnis der Ethik zur Politik“. In dem ersten Abschnitt werden namentlich die eminenten Leistungen des wie Lange viel zu früh verschiedenen Physikers Heinrich Hertz und die philosophische Gesinnung, aus welcher sie hervorgegangen, gewürdigt, „um daran den Grundgedanken von Langes Buch zu neuer Erläuterung zu bringen: dass der Idealismus das latente Princip in aller Erforschung der Materie ist.“ Beiläufig wird hier von Cohen, u. E., mit grossem Recht für den Schulunterricht die Fortführung der Mathematik bis zu den Elementen der Differentialrechnung gefordert. In dem zweiten Abschnitt, wo gelegentlich über den Anti-

semitismus ein höchst beherzigenswertes Wort gesprochen wird, stellt unser Philosoph für die Ethik als Wissenschaft die Losung auf: Auflösung der Religion in Ethik. Dafür aber muss die Ethik die Gottesidee in ihren Lehrgehalt aufnehmen. Die Gottesidee aber ist identisch mit dem Glauben an die Macht des Guten. Dass der Socialismus den Materialismus zu seiner Philosophie erkoren, dass er die Gottesidee verwirft, wird ihm im dritten Abschnitt zum Vorwurf gemacht, wie es Langes Schriften zur Arbeiterfrage zum Vorwurf gemacht wird, „dass sie aus der Luft des Darwinismus heraus zwar nicht inspiriert, aber expiriert sind.“ — „Der Socialismus ist im Recht, sofern er im Idealismus der Ethik begründet ist“ und als wahrer und wirklicher Urheber des deutschen Socialismus wird Kant hingestellt. Schon am Schluss seines vor 20 Jahren erschienenen bedeutenden Buches „Kants Begründung der Ethik“ hat Cohen den Satz ausgesprochen: „Es ist in Wahrheit nicht nur ein Fortschritt der ethischen Wissenschaft, sondern unmittelbar auch ein solcher der ethischen Kultur, dass die Frage des Optimismus in unsrem Jahrhundert, sofern man von der Unterhaltungsphilosophie abzusehen hat, abgelöst ist durch das Problem des Socialismus“. Dass Kant als Urheber des Socialismus hingestellt wird, mag manchem paradox erscheinen und es wäre darüber viel zu sagen. Lange betonte, dass er seinen Socialismus direkt aus dem Studium der Volkswirtschaft und Statistik geholt habe. Es ist merkwürdig, von wie verschiedenen Seiten man zu ihm kommt. In der That führen zum Socialismus nicht zwei, sondern hundert Wege.

O. A. Ellissen.

Encyclopädisches Handbuch der Pädagogik von Dr. W. Rein. Langensalza 1894 ff., H. Beyer u. Söhne. Lieferung 1—22.

Es ist gut, wenn von Zeit zu Zeit die Ergebnisse einer in lebhaftem Fluss befindlichen Einzelwissenschaft festgehalten und allen Mitforschern und dem grösseren Kreise der Gebildeten vorgelegt werden. Darauf beruht die hohe Bedeutung aller encyclopädischen Werke. Wenn aber gar die betreffende Wissenschaft so tief in alle Verhältnisse des Lebens eingreift wie die Pädagogik und viele ihrer Fragen zu den brennendsten und der Lösung bedürftigsten der Gegenwart gehören, an denen sich auch unberufene Hände nur zu oft versuchen, so wird man eine encyclopädische Zusammenfassung dieser Wissenschaft mit besonderer Freude begrüßen, sofern sie auf der Höhe der Forschung steht und als wirklich zuverlässiger Ratgeber dienen kann. Das gilt in ganz hervorragendem Masse von dem im Erscheinen begriffenen und rüstig fortschreitenden encyclopädischen Handbuch der Pädagogik, das unter der bewährten Leitung W. Reins von einer grossen Zahl namhafter Forscher bearbeitet wird. Schon nach Erscheinen der ersten Lieferungen ist daher dieses Werk als eine bedeutsame und besonders zeitgemässe Arbeit freudig begrüsst

worden, und nachdem fast zwei Bände fertig vorliegen, ist der erste Eindruck, dass hier ein pädagogisches Werk ersten Ranges vorliege, vollauf bestätigt worden.

Die lexikalische Anlage des Werkes ermöglicht eine bequeme Orientierung über alle einschlägigen Fragen, und die nach dem Plan des Herausgebers getroffene übersichtliche Anordnung der einzelnen Artikel erleichtert das Zurechtfinden selbst bei den längeren Arbeiten, die sich teilweise zu kleinen, schön abgerundeten Essays ausgewachsen haben. Natürlich ist bei der grossen Zahl von Mitarbeitern — mehr als 150 sind für das Werk gewonnen — eine völlige Gleichmässigkeit der äusseren Form ebenso ausgeschlossen, wie durchgehende Einheitlichkeit der Gesamtauffassung. So stossen hier und da dialektische Eigentümlichkeiten auf wie „Wehethat“ (I, 1 und 90), „sohin“ (I, 38), „mit etwas einig gehen“ (I, 139). Auch beschränken sich einige Mitarbeiter auf die preussischen Verhältnisse (vgl. Abgangsprüfung, Ausfall des Unterrichts), während andere sachgemässer ihr Absehen auf ganz Deutschland richten (vgl. Berechtigungen, Baugewerkschulen, Bergakademien, Besoldung, Direktorenkonferenz). Und gelegentlich zeigt sich wohl auch ein Widerspruch in sachlichen Angaben (vgl. die Bemerkungen über die Wochenandacht der Franckeschen Stiftungen unter „Alumnat“ I, 66 und unter „Andacht“ I, 76). Daraus, dass sich unter den Mitarbeitern die Wortführer der verschiedensten Richtungen befinden, ergeben sich ferner von selbst manche Gegensätze in der Gesamtauffassung, was freilich, wie der Herausgeber mit Recht betont, einer Realencyklopädie nicht nachteilig sein kann, während es gewiss die philosophische oder methodologische Encyklopädie in sich zerstören müsste. Neben schaffensfrohem Optimismus tritt hier und da eine pessimistische Stimmung hervor, die besonders in schroffen Ausfällen gegen das Gymnasium als den eigentlichen Sündenbock gipfelt, so heisst es I, 268 „für beanlagt gilt der Knabe, welcher die gymnasiale Lehrmethode verträgt und sich in die Weisheit des Philologismus schickt“, und wird es I, 320 als „meist herrschender Gebrauch“ bezeichnet, „dass der Lehrer den Schüler nur ansieht als das Gefäss, das vollgefüllt werden soll, damit beim Abiturientenexamen dasselbe völlig entleert werden kann, sich aber absolut um seinen Schüler sonst nicht kümmert, ja sich bemüht, eine recht unübersteigliche Schranke zwischen sich und den Schülern zu ziehen“. Auch didaktische Hyperbeln, um mit O. Jäger zu sprechen, sind nicht ganz vermieden, wenn es z. B. I, 20 geradezu heisst: „nur in ganzen Sätzen bildet sich das Denken“ und ähnlich I, 33 „zusammenhängende mündliche Darstellung“ von Anfang des Unterrichts an gefordert wird. Aber im Ganzen tritt eine gesunde, sachlich begründete und vorurteilsfreie Auffassung entgegen, und fast alle Arbeiten sind geeignet, reiche Belehrung und zugleich kräftige Anregung zu bieten, mag auch hier die Theorie, dort die Praxis überwiegen. Besonders erfreulich ist es, dass der Anschaulichkeit der Darstellung auch da-

durch gedient wird, dass gelegentlich kurze Proben aus der Praxis des Unterrichts eingeflochten sind, besonders in den wertvollen Arbeiten R. Menges, vgl. auch „Darstellender Unterricht“ und „Deutscher Unterricht in Lehrerseminaren“. Zur weiteren Verfolgung der gegebenen Anregungen bieten die Litteraturangaben am Schluss der einzelnen Aufsätze ein sehr dankenswertes Hilfsmittel, zumal hier fast durchgehend das Zuviel und das Zuwenig gemieden und auf Grund eingehender Sachkenntnis aus der grossen Masse der Spreu das wirklich Wertvolle und Fördernde angeführt ist; nur etwa bei dem Artikel „Epilepsie“ wird mit der 12 enge Spalten füllenden Litteraturangabe kaum jemand gedient sein, und bei dem Aufsatz „Deklamieren“ wäre reicheres Material erwünscht.

Eine besonders aufmerksame Berücksichtigung und eingehende Behandlung haben nach dem Plan des Werkes die Gegenstände der Zucht im Sinne Herbarts erfahren, da bei der starken Vernachlässigung dieses Gebiets in der pädagogischen Litteratur ein dringendes Bedürfnis vorlag; aber auch die Physiologie und Medizin als Hilfswissenschaften der Pädagogik sind neben den übrigen Gebieten der Pädagogik gebührend bedacht und fachkundig behandelt. Ganz ausgeschlossen wurde „wenigstens vorläufig“ die Berücksichtigung des ausserdeutschen Schulwesens und bei der historischen Pädagogik auf Vollständigkeit verzichtet. Doch entspricht es der streng wissenschaftlichen Arbeitsweise der Verfasser, dass überall geschichtliche Rückblicke geboten werden, z. B. unter Abwechslung, Achtung und Autorität, Alumnat, Arbeitsschulen, Chorsprechen, Didaktik, Eislauf, Englischer Unterricht, Erholung, Ermahnung u. s. w. Auch sind neben den zahlreichen, gründlichen biographischen Artikeln eine Reihe zusammenfassender Aufsätze gegeben, wie die über „Brüdergemeinde“, „christliche Erziehung“ und „Aufklärung und Aufklärungspädagogik“. Der zuletzt genannte Aufsatz von Fr. Paulsen gehört zu den wertvollsten des Werkes; andere, die wir diesem an die Seite setzen und dringend zum Studium empfehlen möchten, sind: Buchner, Deutscher Unterricht auf höheren Mädchenschulen, Flügel, Begehren, Menge, Anschaulichkeit des Unterrichts, Rein, Charakter und Charakterbildung, Wie in engem Rahmen ein schier unermessliches Unterrichtsgebiet meisterhaft behandelt werden kann, zeigt u. a. Lehmanns Arbeit über den deutschen Unterricht in höheren Knabenschulen. — Doch wir dürfen uns bei dem reichen Stoff nicht in Einzelheiten verlieren und wollen deshalb mit dem Wunsche schliessen, dass das gediegene Werk mit seiner trefflichen Ausstattung und seinem wertvollen Inhalt sich viele Freunde erwerben und zur Förderung der pädagogischen Wissenschaft und des Erziehungswerks ebenso dienen werde, wie es seiner Zeit K. A. Schmids pädagogische Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens gethan hat. Artikel wie Abwechslung, Arbeiterbildung, Aufmunterung, Aufmerksamkeit, Bau des Schulhauses, Befangen, biblische Bilder, christliche Erziehung, Didaktik,

Erholung u. a., in denen des Comenius Verdienste gebührend anerkannt sind, zeigen, dass dann auch eine allseitigere Würdigung dieses Mannes zu erwarten ist, und dass der grosse Leibniz Recht hatte, wenn er verhiess:

„Sicher sie kommt, die Zeit, Comenius, wo dich die Besten
Preisen für das, was du thust, was du gehofft und gewünscht.“

Elberfeld.

A. Nebe.

Nachrichten.

Bei Beurteilung der religiösen Kämpfe des 17. und 18. Jahrhunderts darf man nicht übersehen, dass es bei Strafe der Reichsacht jedem Reichsstande verboten war, in seinem Territorium irgend eine andere Religion als die drei von der Reichsverfassung anerkannten Kirchen zu tolerieren oder Personen zu dulden, die sich zu keiner dieser drei Religionen bekannten. Als im März 1712 Ernst Casimir, Graf von Isenburg-Büdingen, eine Erklärung veröffentlicht hatte, worin er seinen Unterthanen **Gewissensfreiheit** zusicherte, erliess das Reichskammergericht unter dem 17. Juni 1712 ein Mandat, welches die Bestrafung des Grafen und die Kassirung des Erlasses verfügte; auch ward ausdrücklich befohlen, dass der Graf jede Person ausweisen müsse, welche sich zu keiner der drei anerkannten Religionen bekenne. Man kann ermessen, dass Fürsten, die aus irgend einem Grunde Konflikte mit dem Kaiser und der Reichsgewalt zu vermeiden wünschten, nicht geneigt sein konnten, andere als erklärte Katholiken, Lutheraner oder Reformierte in ihren Ländern zu dulden. Angesichts dieser Lage des Reichsrechtes musste es natürlich innerhalb wie ausserhalb des Reiches einen tiefen Eindruck machen, dass Peter der Grosse die Gründung von Petersburg mit einem Manifeste einleitete (1702), durch das er die Freiheit der Religionsübung gewährleistete und dass er im Jahre 1717 zu Reval eine Erweiterung dieser Erklärung durch das sog. „Instrumentum des Religionsfriedens“ eintreten liess. Die Ideen, die Peter seit 1698 in den Versammlungen der Quäker, die er zu London besucht hatte, kennen gelernt hatte, wurden jetzt zuerst in einem grossen Reiche Europas in Geltung gesetzt. Was William Penn seit 1682 in Pennsylvanien zum Grundsatz des Landes gemacht hatte, wurde seit 1702 auch in Russland und in einigen Ländern Deutschlands, zuerst in Isenburg-Büdingen (1712), zum Gesetz. Die aufsteigende politische und wirtschaftliche Macht Englands, die dem Siegeslaufe Frankreichs Stillstand geboten hatte, sicherte dem grossen Prinzipie auch in anderen befreundeten Ländern, z. B. in Brandenburg—Preussen, allmählich die Möglichkeit weiterer Erfolge. Die Zeiten brachen an, von denen Samuel Hartlieb um das Jahr 1660 geträumt hatte, als er bei dem damaligen Rückgang der alten „philadelphischen Societäten und Akademien“ es aussprach, dass „das Feuer

noch nicht erloschen sei, sondern zur rechten Zeit wieder aufflammen werde, wenn auch nicht in Europa“. (M.-H. der C.G. 1895 S. 166.) Niemand hat hierfür mehr gethan, als die Quäker und deren Freunde und Gesinnungsgenossen in allen Ländern, die dann auch bald die Vorteile der Wendung der Dinge empfanden. Vielfach tauchen seit 1700 von neuem Organisationen und Anstalten auf, die die Gedanken und Grundsätze der älteren Societäten der Naturphilosophen in Anpassung an die neue Zeit fortpflanzten. Dahin gehören u. A. die Gründung der „Societät der Wissenschaften“ in Berlin, die Comenius' Enkel einleitete, die Umgestaltung der Londoner Bauhütten für die Zwecke eines Menschheitsbundes, wie er Comenius vorgeschwebt hatte, und die Stiftung der englischen Grossloge.

Die Geschichte der altchristlichen und altevangelischen Überzeugungen und Glaubens-Anschauungen, deren Erforschung sich die C.-G. ausser ihren gemeinnützigen Zielen zur Aufgabe gemacht hat, gleicht einem **Flusslauf**, der weite Gebiete auf einer langen Bahn durchzieht, oft in schmaler Rinne einherlaufend, oft über die Ufer tretend und oft wie die Rhone auf weite Strecken in unterirdischen Gängen verschwindend, aber niemals ganz unterbrochen und allmählich immer breiter daherausgehend, oft getrübt und gefärbt von allerlei fremden Beimischungen, die aber stets früher oder später ausgestossen und beseitigt werden. Und wie jeder noch so kleine Abschnitt eines wirklichen Flusslaufes grössere Bedeutung besitzt, als stehende Wasser von ungleich breiterem Umfang, so verdienen auch geschichtliche Ereignisse und Personen, die Teile und Glieder einer zusammenhängenden und fortlaufenden Entwicklung sind, grössere Beachtung, als Geschehnisse und Begebenheiten, die mit Tagesströmungen kommen und gehen, selbst wenn jene vergleichsweise von geringerer äusserer Machtentfaltung und augenscheinlichen Wirkungen für die jeweilige Gegenwart gewesen sind. Aber das Auge der Menschen haftet mehr an den Wandlungen und Entwicklungen militärischer und politischer Ereignisse, die mit dem Emporkommen und dem Niedergang der Staaten und Nationen verknüpft sind und die still wirkenden Kräfte religiöser und sittlicher Gedanken werden solchen „grossen Thaten und Ereignissen“ gegenüber leicht unterschätzt. Man vergisst, dass eben diese Kräfte auch für die staatlichen Entwicklungen seit Jahrhunderten im tiefsten Grunde die eigentlichen Antriebe bilden und dass in letzter Instanz die Gegensätze der Einzelnen wie der Völker von diesen Ideen in hohem Grade bestimmt worden sind und bestimmt werden.

Im Juni-Heft der Preussischen Jahrbücher S. 427—480 veröffentlicht **Ed. v. d. Goltz**, Licentiat der Theologie in Fehrbellin, einen eingehenden Aufsatz über „Staat und Kirche in Grossbritannien.“ Das Studium der religiösen und kirchlichen Verhältnisse Grossbritanniens kann heute im Hinblick auf unsere eignen kirchlichen Verhältnisse nicht angelegentlich genug empfohlen werden. Die religiösen Kämpfe des 16. und 17. Jahrh., deren Geschichte zu dem Forschungsgebiet der C.G. gehört, hatten für England ein anderes Ergebnis als für Deutschland: während hier die Staats-

kirche alle selbständigen alt evangelischen Religionsgemeinschaften erdrückte und vernichtete, gelang es in England den Gesinnungsgenossen der letzteren, sich zu behaupten. Die Folgen dieser Thatsache sind sehr tiefgreifende geworden. Seit dem Jahre 1689, wo Wilhelm von Oranien den Angehörigen der ausserkirchlichen Religionsgemeinschaften Duldung gewährte, konsolidierten sich die letztern, soweit sie nicht als niederkirchliche Partei in der Staatskirche blieben, als freie Religionsgemeinden neben der Kirche, die zwar im Laufe der Zeit mancherlei Trennungen unter sich erlebten, aber doch im Ganzen an den Überlieferungen und Grundsätzen alt evangelischer Herkunft festhielten. Im 18. Jahrhundert trat zu diesen Gemeinschaften als neues Element der Methodismus hinzu, der eine grosse Lebenskraft entwickelte. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt hat sich bis auf unsere Tage die Bedeutung und die Ausdehnung dieser sog. Freikirchen gesteigert, wie u. A. folgende Zahlen beweisen:

Es besaßen 1851 (in England):

	Kirchen und Versammlungshäuser
die Staatskirche	14 077,
die Nonkonformisten (Dissenter)	20 390,
im Jahre 1895:	
die Staatskirche	14 700,
die Nonkonformisten	27 523.

Der Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes vertritt im Ganzen den Standpunkt der Staatskirche, aber er sieht sich genötigt, anzuerkennen, dass die Freikirchen Vorzüge besitzen — er nennt als solche u. A. die energische Pflege des individuellen kirchlichen Lebens und des engeren Gemeinschaftswesens sowie die Erweckung eines kirchlichen Verantwortungsgefühls in allen Schichten des Volks —, die der Staatskirche fehlen. Man kann hinzufügen, dass die protestantische Staatskirche Englands innerlich erneuert worden ist durch den Wettstreit, den ihr die Freikirchen aufzwingen. Sehr interessant ist das Eingeständnis, das v. d. Goltz in betreff der Freikirchen Schottlands macht (S. 473). In der Geschichte des kirchlichen Lebens dieses Landes, sagt er, habe es sich gezeigt, „was eine lebendige, vom Glauben und der Liebe weiter Volkskreise getragene, in ihrem Gewissen wahrhaftige, in ihrem Willen einheitliche Freikirche zu leisten vermöge“. Es wäre in hohem Grade zu wünschen, dass man auch anderwärts in Deutschland nicht in erster Linie, wie es bisher meist geschieht, die Schattenseiten dieser Form religiösen Lebens ins Auge fasste; man würde dann auch unbefangener die Geschichte der ausserkirchlichen Religionsgemeinschaften, wie der Waldenser, böhmischen Brüder, Täufer u. s. w., prüfen und betrachten und nicht mehr bloss verächtlich von „Ketzern“ und „Sekten“ sprechen, sobald auf diese Bestrebungen die Rede kommt. Später wird freilich unzweifelhaft auch in Deutschland der Tag kommen, wo man einsehen wird, wie schweres Unrecht diejenigen begangen haben, die einst mit Feuer und Schwert die Vertreter alt evangelischer Überzeugungen bekämpft und ausgerottet haben.

In einem Feuilleton der Prager „Politik“ vom 16. Juni d. J. berichtet Prof. Dr. Kvacšala ¹⁾ über einen merkwürdigen Fund, den er bei seinen Studien im British Museum zu London vor Kurzem gemacht hat. In einem Briefe, den **Joachim Hübners** der nachmalige Historiograph des brandenburgisch-preussischen Staates, aus London, wo er 4—5 Jahre lebte, im Jahre 1640 an Gronovius in Paris schreibt, findet sich folgende merkwürdige Stelle: „Wir haben seit geraumer Zeit keine Nachricht vom Herrn Komensky, doch sind wir darüber nicht in Angst, da wir auch den Grund davon wissen. Er arbeitet jetzt an einem Werke, von dem er, falls es ihm gelingt, fast dieselbe Wirkung erhofft, wie sie die Erfindung der Magnetnadel und der Buchdruckerkunst gehabt. Doch kann ich genauere Mitteilung bisher nicht machen, da er seiner Arbeit nicht ganz sicher ist; sobald dies der Fall sein wird, wirst Du der erste sein, der davon erfährt.“ Diese etwas dunklen Andeutungen glaubt Kvacšala mit einem wenige Wochen später gemachten weiteren Funde in Verbindung bringen zu müssen, der merkwürdig genug ist. Unter den von Pell hinterlassenen mathematischen Notizen und Briefstücken im Britischen Museum findet sich ein Zettel folgenden Inhalts:

Motus spontanei, quem Perpetuum vocant decennio vestigati
tandemque Dei ope evestigati historica relatio, cum subjuncta
Fundamentorum inventi hujus demonstratione Mathematica;
Et de construenda ex illis machinâ automata consultatione
Mechanicâ

Autore Johanne Nicomeo (1642)

(id est Comenio)

Apographon est apud S. Hartlibium.

Die Notiz ist von Pells Hand geschrieben. Nach Kvacšala ist es nicht zweifelhaft, dass Hübner die Arbeiten des Comenius an dem Problem des Perpetuum mobile, auf die dieser Buchtitel hinweist, gemeint hat. — Wir wollen hier die wissenschaftlichen Fragen, die sich an Kvacšalas Entdeckungen knüpfen, nicht weiter verfolgen. Sicher ist aber, dass Joachim Hübner hier von neuem als einer der nächst vertrauten Freunde des Comenius erscheint. Hübner war nach Kvacšalas Ausdruck „hingebungsvoller Anhänger der pansophischen Pläne des Comenius“. Hübner hatte den Druck des Prodrömus Pansophiae des Comenius in Oxford vermittelt und gehörte zu dem Freundeskreise, der sich in London um Hartlieb gesammelt hatte. Seit 1646 stand Hübner im Dienste des Grossen Kurfürsten in Berlin (s. M. H. der C. G. 1896 S. 64 f.). Wir hoffen in diesen Heften den Schicksalen des merkwürdigen Mannes eine eingehendere Darstellung widmen zu können. — In einer früheren Nummer der „Politik“ (Nr. 117 vom 28. April 1896) hat Kvacšala unter der Überschrift „Ostern in Naarden“ einige neue Thatsachen in Bezug auf die inzwischen mehrfach gedruckte Grabinschrift des Comenius in Naarden veröffentlicht. Auf dem in Naarden aufbewahrten Grabstein steht:

¹⁾ Wir sind ermächtigt, zu erklären, dass die tschechisierte Unterschrift des Artikels „J. Kvačala“ ohne Vorwissen und gegen den Wunsch des Verfassers, der seinen Namen Kvacšala schreibt, gewählt worden ist.

„Istud Comenii custodit membra sepulchrum
Coelum animam, laudes integer orbis habet.“

Die Grabschrift ist ein Werk Magnus Hesenhalers, Professors in Tübingen (über ihn s. M.H. der C.G. 1892 S. 20, 34, 73, 237 f., 240 u. 1893 S. 97, 186, 190, 235, 238, 1894 S. 103 u. 108). Hesenhaler sandte das Epitaphium bald nach Comenius Tode an seinen Freund Leibniz und es wurde der Anlass zu dem Gedicht des Letzteren, das mit den Worten schliesst:

Tempus erit, quo te Comeni, turba bonorum

Factaque, spesque tuas, vota quoque ipsa colet.“

Kvacsala hat, wie er in der „Politik“ mitteilt, den Beweis dafür in der Hand, dass Comenius und Leibniz persönlich bekannt gewesen sind.

In stets wachsender Zahl erscheinen, nachdem seit 1892 die Aufmerksamkeit von neuem wieder darauf gelenkt ist, die Ausgaben und Übersetzungen von Comenius' Schriften. In den Vereinigten Staaten ist soeben unter dem Titel „Comenius School of Infancy. An Essay on the education of youth during the first six years“ eine Übersetzung der „Mutterschule“, erschienen, die **Will. S. Monroe** (D.M. der C.G.) besorgt und in Boston bei D. C. Heath 1896 herausgegeben hat, und eine Ausgabe der Grossen Unterrichtslehre in englischer Sprache wird Prof. **Hanus** in kurzem (in den International Educational Series ed. by Dr. Harris) folgen lassen. Die „Mutterschule“ war bereits zweimal (1641 und 1858) in englischer Sprache erschienen, ist aber in beiden Ausgaben heute schwer erhältlich. Man muss deshalb Herrn Will. S. Monroe, der die Schrift mit Einleitung und Anmerkungen versehen hat, dankbar sein, dass jetzt eine neue Ausgabe die Ideen des Comenius allen englisch redenden Nationen von neuem zugänglich macht. Am Schlusse der Ausgabe findet sich ein „Bibliography of Comenian Literature“, die zwar nicht vollständig ist, noch sein will, die aber doch für das weitere Studium dem Leser wichtige Fingerzeige gibt. Es finden sich in dieser Bibliographie einige Aufsätze aus englischen und französischen Zeitschriften seit 1892, die auch in den bibliographischen Übersichten und Notizen unserer Hefte fehlen. — Über eine soeben in Prag erschienene böhmische Übersetzung bzw. Überarbeitung des **Orbis pietus** hoffen wir demnächst eingehender zu berichten.

Unter dem Titel: „Comenius Ámos János Nagy Oktatástana“ hat Herr Direktor Ludwig Dezsö (D.M. der C.G.) in Sáros Patak (Verlag von J. Steinfeld in Sáros Patak 1896) soeben eine ungarische Übersetzung der Grossen Unterrichtslehre herausgegeben. Der Herausgeber, der an dem Orte wirkt, wo Comenius einst die Schola pansophica leitete, hat geglaubt, seinen Landsleuten das erwähnte Werk in ihrer Muttersprache zugänglich machen zu sollen. Wir sind zwar nicht im Stande, den Wert und die Zuverlässigkeit der Übersetzung zu prüfen, freuen uns aber über die Thatsache, dass die Verehrung, die Comenius vor 200 Jahren in Ungarn genossen hat, auch heute noch nicht erloschen ist. Dezsö hat seinem Werk am Schlusse erläuternde Anmerkungen beigefügt, die den Wert seiner Ausgabe erhöhen.

In der Zeitschrift für Kirchengesch. Bd. 15, 1895, S. 345 ff. u. S. 485. ff. behandelt **Franz Jacobi** eingehend „Das liebevolle Religionsgespräch (colloquium charitativum) zu Thorn 1645, wobei er ungedrucktes Material aus der Danziger Stadtbibliothek und dem Thorner Ratsarchiv benutzt. Dieses Religionsgespräch wurde von König Wladislaw IV. (1632 bis 1648) wesentlich unter dem Einflusse seines Geheimsekretärs Bartholomäus Nigrinus, eines Mannes, der zuerst Lutheraner, dann reformierter Prediger, dann katholisch geworden war, ausgeschrieben, um die drei streitenden Konfessionen zu versöhnen. Es interessirt uns um so mehr, als Comenius, von Elbing herüberkommend, als Senior der böhmischen Brüder daran teilgenommen hat. Er hatte sich in das Verzeichnis der reformierten Theologen einschreiben lassen, wie denn überhaupt die böhmischen Brüder hier als eine Partei mit den Reformierten auftraten. (S. 361 f.) Jacobi bemerkt: „Comenius hatte, obwohl die Beseitigung der Religionspaltungen sein Ideal war, gar nicht nach Thorn kommen wollen, da er in den strengen Lutheranern ein Hindernis jeder Vereinigung erblickte. Er bat seinen Gönner von Geer, ihn nach Schweden zu rufen, damit er unter diesem Vorwande von Thorn fern bleiben könne. Doch veranlassten ihn Stimmen seiner Glaubensgenossen, am Religionsgespräche in Thorn teilzunehmen.“ Doch wird Comenius in den Protokollen nur ein einziges Mal als handelnd aufgeführt, nämlich als Teilnehmer an einer Konferenz am 2. Septbr. 1645, welche die Vorbedingungen der Verhandlungen beraten sollte. Das Gespräch verlief im höchsten Grade uncrquicklich und hatte keine Ergebnisse, obwohl es 3 Monate dauerte. Nicht nur Katholiken einerseits und Lutheraner und Reformierte andererseits gelangten zu keiner Einigung, sogar bieten Lutheraner und Reformierte das unerfreuliche Schauspiel fortwährenden Zankes, sie vermögen nicht über die verhältnismässig geringen, sie trennenden Unterschiede soweit hinwegzukommen, dass sie dem gemeinsamen Gegner einig gegenübertreten.

In der Zeitschrift für Kirchengeschichte Bd. 15 (1895), S. 439—469 liefert **Hermann Haupt** einen umfangreichen Litteraturbericht unter dem Titel „Inquisition, Aberglauben, Ketzerei und Sekten des Mittelalters (einschliesslich Wiedertäufer)“, der eine lange Reihe deutscher, französischer, englischer, italienischer Erscheinungen aus den Jahren 1890—94 berücksichtigt und der Aufmerksamkeit unserer Mitglieder empfohlen sei. Die grosse Mehrzahl der besprochenen Werke fällt ganz oder zum Teil in das Arbeitsgebiet der C.G. Eigentümlich ist darin allerdings die Zusammenstellung von „Ketzerei“ und „Aberglauben“ — ganz im Sinne der römischen Kirche freilich. — Auch in der Übersicht aus den Veröffentlichungen historischer Vereine (seit 1893), die **Otto R. Redlich** in derselben Zeitschrift (S. 469 ff.) giebt, findet sich manches, was für uns von Bedeutung ist.

In der Historischen Zeitschrift 74, 103 ff., 1895, bespricht **F. Kattenbusch**, im ganzen anerkennend, die neue Biographie von **Philipp Jakob Spener**, deren 1. Band **P. Grünberg** 1893 hat erscheinen lassen. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 532 S.)

Es ist erfreulich, dass K. Burdach keine Gelegenheit vorübergehen lässt, im Sinne seines von uns bereits früher erwähnten Buches (s. M. H. der C. G. 1895 S. 320) auf die Beseitigung konfessioneller Vorurteile bei der Bearbeitung und Darstellung der Reformationsgeschichte hinzuwirken. Er thut dies neuerdings in einer sehr anerkennenden Besprechung zweier Schriften von Arnold E. Berger 1) Die Kulturaufgaben der Reformation. 2) Martin Luther in kulturgeschichtlicher Darstellung. 1. Teil 1483—1525. Berlin 1895. Verlag von Hofmann & Co., die Burdach im Lit. Centralblatt 1896 Nr. 4 veröffentlicht. Burdach sagt dort u. A.: „Die Art, wie Walter, Knaake (Weimarerische Luther-Ausg. VI, 391), Reindell (Luther, Crotus und Hutten, Marburg 1890), Luthers grossartige Polemik des Jahres 1520 beleuchten, kann das Bedürfnis nach historischem Begreifen des kausalen Zusammenhangs nimmermehr befriedigen.“ „Es wird endlich Zeit, dass die ängstlichen Vorurteile, welche ehrliche und achtbare konfessionelle Treue und Begeisterung um unsern nationalsten Helden gewoben haben, zerstäuben. Man sollte sich hüten, in der Behauptung, Luther habe bei seiner Bibelübersetzung die älteren deutschen Übertragungen benutzt, einen Vorwurf zu erblicken Aus der Nichtbenutzung jener Vorgänger würde man gerade umgekehrt viel eher Luther einen Vorwurf machen können Und seltsam berührt auch die Furcht, Luthers Zusammenhänge mit den älteren Reformations- und Revolutionsparteien (Wiceliten, Hussiten etc.) aufzudecken. Alle diese zäh fortlebenden Trübungen einer wirklich freien, geschichtlichen und gerechten Erkenntnis des Mannes, zu dem alle Freunde menschlicher Bildung, Sittlichkeit, Religion dankbar und bewundernd aufblicken müssen, können im letzten Grunde nicht durch Vertiefung sozialpolitischer und wirtschaftsgeschichtlicher Forschung aufgehellt werden, so sehr uns auch die Werke von Bezolds und Lamprechts gefördert haben. Nur auf dem Gebiete, wo Luthers weltgeschichtliche Bedeutung liegt, auf dem Gebiete der geistigen Kultur, kann seine volle Grösse, kann das unvergleichliche Schauspiel der deutschen Reformation begriffen werden.“

Loserth bespricht in der Historischen Zeitschrift 75, 476 ff. (1895) das vermeintliche Schreiben Wiclifs an Urban VI., das zuletzt bei Lechler, Johann v. Wiclif 2, 633 ff. gedruckt ist und von vielen Wiclif-Forschern in das Jahr 1384 verlegt wird. Nach seinen Ausführungen ist es weder ein Schreiben an den Papst, noch kann es in das Jahr 1384 fallen, sondern es ist ein Flugblatt, das in der Zeit unmittelbar nach der Wahl Urban VI. (1378) verfasst worden ist. Auch weist Loserth auf einige verlorene Flurschriften Wiclifs aus dessen letzten Lebenstagen hin.

In der Zeitschrift des histor. Vereins für Schwaben u. Neuburg 21 (1894) macht E. Fink (vergl. die Notiz der Histor. Zeitschr. 75, 553) Mitteilungen über Beziehungen der Fugger zum Humanismus, aus denen zu entnehmen ist, dass Anton Fugger zu Erasmus in freundschaftlichen Beziehungen stand; ein Brief von ihm an diesen Humanisten aus dem Jahre 1530 gelangt dabei zum Abdruck.

Die Comenius-Gesellschaft

ist zur Pflege der Wissenschaft und der Volkserziehung

am 10. Oktober 1891 in Berlin gestiftet worden.

Mitgliederzahl 1895: 1200 Personen und Körperschaften.

↑

Gesellschaftsschriften:

1. **Die Monatshefte der C.G.** Deutsche Zeitschrift zur Pflege der Wissenschaft im Geist des Comenius. Herausgegeben von Ludwig Keller. Band 1—4 (1892—1895) liegen vor.
2. **Comenius-Blätter für Volkserziehung.** Mitteilungen der Comenius-Gesellschaft. Der erste bis dritte Jahrgang (1893—1895) liegen vor.
3. **Vorträge und Aufsätze aus der C.G.** Zwanglose Hefte zur Ergänzung der M.H. der C.G.

Der Gesamtumfang der Gesellschaftsschriften beträgt 30—32 Bogen Lex. 8°.

Bedingungen der Mitgliedschaft:

1. Die **Stifter** (Jahresbeitrag 10 M.; 6 fl. österr. W.) erhalten alle Schriften. Durch einmalige Zahlung von 100 M. werden die Stifterrechte von Personen auf Lebenszeit erworben.
2. Die **Teilnehmer** (Jahresbeitrag 5 M.; 3 fl. österr. W.) erhalten nur die Monatshefte; Teilnehmerrechte können an Körperschaften nur ausnahmsweise verliehen werden.
3. Die **Abteilungsmitglieder** (Jahresbeitrag 3 M.) erhalten nur die Comenius-Blätter für Volkserziehung.

Anmeldungen

sind zu richten an die Geschäftsstelle der C.G., Berlin W.-Charlottenburg, Berliner Str. 22.

Der Gesamtvorstand.

Beeger, Lehrer u. Direktor der Comenius-Stiftung, Nieder-Poyritz bei Dresden. **Dr. Borgius**, Ep., Konsistorial-Rat, Posen. **Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat und Curator der Universität Göttingen**, **Dr. Höpfner**, Göttingen. **Professor Dr. Hohlfeld**, Dresden. **M. Jablonski**, Berlin. **Israel**, Schul-Rat, Zschopau. **Archiv-Rat Dr. Ludw. Keller**, Geh. Staatsarchivar, Berlin. **D. Dr. Kleinert**, Prof. und Oberkonsistorial-Rat, Berlin. **Dr. Kvaesala**, Univ.-Prof., Dorpat. **W. J. Leendertz**, Prediger, Amsterdam. **Prof. Dr. Markgraf**, Stadt-Bibliothekar, Breslau. **D. Dr. G. Loesche**, k. k. ordentl. Prof., Wien. **Jos. Th. Müller**, Diakonus, Gnadenfeld. **Prof. Dr. Neseemann**, Lissa (Posen). **Univ.-Prof. Dr. Nippold**, Jena. **Prof. Dr. Novák**, Prag. **Dr. Pappenheim**, Prof., Berlin. **Dr. Otto Pfeleiderer**, Prof. an der Universität Berlin. **Direktor Dr. Reber**, Aeschaffenburg. **Dr. Rein**, Prof. an der Universität Jena. **Univ.-Prof. Dr. Rogge**, Amsterdam. **Sander**, Schulrat, Bremen. **Heinrich, Prinz zu Schönau-Carolath**, Schloss Amtitz. **Dr. Schneider**, Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat u. vortragender Rat im Kultusministerium, Berlin. **Dr. Schwalbe**, Realgymn.-Direktor und Stadtverordneter, Berlin. **Hofrat Prof. Dr. B. Suphan**, Weimar. **Dr. Th. Toeche-Mittler**, Hofbuchhändler, Berlin. **Dr. Wätzoldt**, Reg.- u. Schulrat in Magdeburg. **Weydmann**, Prediger, Crefeld.

Stellvertretende Mitglieder:

Dr. Th. Arndt, Prediger an S. Petri, Berlin. **Lehrer R. Aron**, Berlin. **Wilh. Bötticher**, Prof., Hagen i. W. **Phil. Brand**, Bankdirektor, Mainz. **H. Fechner**, Professor, Berlin. **Geh. Regierungs-Rat Gerhardt**, Berlin. **Gymnasial-Direktor Dr. Heussner**, Kassel. **Dr. Hermann v. Jireček**, k. k. Ministerial-Rat, Wien. **Stadtschulinspektor Dr. Jonas**, Berlin. **Launhardt**, Geh. Regierungs-Rat und Prof., Hannover. **Pfarrer K. Mämpel**, Seebach bei Eisenach. **Univ.-Prof. Dr. Natorp**, Marburg a./L. **Bibliothekar Dr. Nörrenberg**, Kiel. **Univ.-Prof. Dr. H. Suchier**, Halle a. S. **Archiv-Rat Dr. Prümers**, Staatsarchivar, Posen. **Rektor Rissmann**, Berlin. **Landtags-Abgeordneter von Schenckendorff**, Görlitz. **Slaménik**, Bürgerschul-Direktor, Prerau. **Univ.-Professor Dr. von Thudichum**, Tübingen. **Univ.-Prof. Dr. Uphues**, Halle a. S. **Freiherr Hans von Wolzogen**, Bayreuth. **Prof. Dr. Zimmer**, Herborn.

Schatzmeister: **Bankhaus Molenaar & Co.**, Berlin C2, Burgstrasse.

Aufträge und Anfragen
sind zu richten an
Johannes Bredt, Verlagsbuchhandlung,
Münster i. W.

Anzeigen.

Aufnahmebedingungen:
Die gespaltene Nonparillezeile oder
deren Raum 20 Pfg. Bei grösseren
Aufträgen entsprechende Ermässigung.

Mehrfach an uns herangetretenen Wünschen
entsprechend haben wir für die **Monatshefte** und
die **Mitteilungen** der C. G., sowie für jede der
beiden Zeitschriften

geschmackvolle

Einbanddecken

anfertigen lassen. Der Bezugspreis beträgt **1 Mk.**
Bestellungen sind an die Verlagsstelle

Johannes Bredt,
Verlagsbuchhandlung,
Münster i. W.

unter Befügung des Betrages zu richten. Es
empfiehlt sich, in den Zweiggemeinschaften und
Kränzchen die Bestellungen zu sammeln und
unter einer Adresse aufzugeben. Die Zusen-
dung erfolgt postfrei.

Familien-Pensionat

von
Frau Physikus Dr. Ruckert und
deren Töchtern.
Grebenstein bei Kassel.

Dasselbe bietet jungen Mädchen bei Landauf-
enthalt in der Nähe Kassels, guter Verpflegung und
mütterlicher Fürsorge Ausbildung in Sprachen,
Musik, Haushalt, Handarbeit und gesellschaftlichen
Umgangsformen.

Pensions-Preise: Pension und
wissenschaftl. Unterricht M. 750 jährlich,
Pension nebst Ausbildung im Haushalt
M. 600 jährlich. — Musikstunden besonders
zu 1 M. die Stunde. — Prospekte werden
auf Anfordern kostenlos versandt. — Zu
näherer Auskunft erbietet sich Archiv-Rat
Dr. Keller in Berlin W. Charlottenburg,
Berliner Str. 22.

Verlag von **S. Hirzel** in Leipzig.

Die Reformation und die älteren Reformparteien.

In ihrem Zusammenhange dargestellt.

Von **Ludwig Keller.**

VI u. 516 SS. gr. 8. Preis Mk. 6.

Inhalt: Die Kirche und die Ketzler. — Das
Glaubensbekenntnis der altewangelischen Gemeinden.
— Verfassung und Gottesdienst der altewangelischen
Kirche. — Kaiser Ludwig und die deutschen Bau-
hütten 1314—1347. — Die Waldenser und die al-
teutsche Litteratur. — Meister Eckart, Johannes
Tauler u. die deutsche Theologie. — Das Merswin-
sche Begardenhaus zu Strassburg. — Ein berühmter
Gottesfreund. — Die deutschen Bauhütten und die
altewangelischen Gemeinden. — Die deutschen Wal-
denser nach der grossen Verfolgungsperiode. — Der
Waldenserbischof Friedrich Reiser († 1458) und die
„Brüder“ in Franken. — Die „Brüder“ in Böhmen.
— Die altewangelischen Gemeinden beim Beginn der
Reformation. — Die Erneuerung der altewangelischen
Litteratur. — Johann v. Staupitz und Dr. Martin
Luther. — Das Täuferthum. — Die Schweizer Brüder.
— Die grosse Zeit der altewangelischen Kirche. —
Der Kampf um den alten Glauben. — Übersicht
über die späteren Entwicklungen.

„Hygieia“

Monatsschrift

für

hygienische Aufklärung und Reform

herausgegeben von

Dr. med. et phil. **Franz Carl Gerster,**
Kurarzt in Braunfels bei Wetzlar.

Regelmässig am 15. jedes Monats gelangt
ein Heft von 2—3 Bogen in elegantem
Umschlag geheftet zur Ausgabe.

Abonnementspreis pro Heft 60 Pfg.
Einzelpreis pro Heft 80 Pfg.

Probenummern und Prospekte gratis und
franco von jeder Buchhandlung, sowie
vom unterzeichneten Verlag.

Die Monatschrift „Hygieia“

ist von Sanitätsrat Dr. Paul Niemeyer in
Berlin im Januar 1888 gegründet worden. Die
bahnbrechende Bedeutung ihres Gründers für die
Heilkunde und Heilkunst, speziell die
hygienisch-reformatorische, wird jeder wohlunter-
richtete und vorurteilsfreie Fachmann anerkennen
und zu schätzen wissen.

Die „Hygieia“ ist die erste deutsche Zeitschrift,
die von Klinikern und Ärzten als Mitarbeitern
unterstützt, der hygienischen Reformbewegung
in der Heilkunde und zugleich der Schulung gebil-
deter Volksschichten zu selbständigem Denken und
Handeln in Bezug auf körperliche und geistige
Selbstgesundheitspflege gewidmet ist. Ihre ge-
meinverständliche Darstellungsweise macht sie zum
Familienblatt.

Die „Hygieia“ verschmäht es aber, sich
die Volksgunst durch eine briefliche und öffentliche
ärztliche Beratung zu erkaufen, weil diese auch oder
vielmehr gerade in der hygienischen Therapie,
die doch auf das Individualisieren den Schwerpunkt
legt, eine Pflscherlei ist!

Wir erbitten hierdurch höchlichst Ihre geneigte
Bestellung und zeichnen

Stuttgart, Allenstrasse 32.

hochachtungsvoll

A. Zimmer's Verlag
(Ernst Mobermann).

Verlag von **E. S. Mittler u. Sohn** in Berlin.

Zur Geschichte

der

altewangelischen Gemeinden.

Vortrag

gehalten zu Berlin am 20. April 1887 von

Ludwig Keller.

3 $\frac{1}{2}$ Bogen gr. 8. Preis: 75 Pfg.

Verlag von **S. Hirzel** in Leipzig.

Die Waldenser

und die

Deutschen Bibel-Übersetzungen.

Nebst Beiträgen zur
Geschichte der Reformation.

Von **Ludwig Keller.**

V u. 159 SS. gr. 8. Preis: M 2,60.